

Transkript der Veranstaltung „Kunst, Kultur und Wissenschaft – Basisressourcen Berlins“ am 9.3.2018

Mit Beiträgen von:

Susanne Stumpenhusen	(ver.di Berlin Brandenburg)
Dr. Volker Hassemer	(Stiftung Zukunft Berlin)
Dr. Manfred Gentz	(Regierungsausschuss Deutscher Corporate Governance Kodex)
Prof. Dr. Jürgen Zöllner	(Stiftung Charité)
Wibke Behrens	(nGbK – Neue Gesellschaft für Bildende Kunst)
Prof. Dr. Günter Stock	(Einstein Stiftung Berlin)
Andreas Richter	(Stiftung Zukunft Berlin)
Christophe Knoch	(micamoca e.V., Sprecher der Koalition der Freien Szene)
Annemie Vanackere	(HAU – Hebbel am Ufer)
Franziska Broer	(Helmholtz-Gemeinschaft)
Astrid Vehstedt	(Verband Deutscher Schriftstellerinnen u. Schriftsteller VS Berlin)
Daniel Wesener	(Bündnis 90/Die Grünen im Berliner Abgeordnetenhaus)
Luisa Böck	(HUB)
Dr. Bernd M. Scherer	(Haus der Kulturen der Welt)
Dr. Reinhard Schweppe	(Stiftung Zukunft Berlin)
Petra Gabriel	(Schriftstellerin)
Dirk Jordan	(Bündnis 90/Die Grünen im Berliner Abgeordnetenhaus)
Uwe Hanf	(Fachhochschule Potsdam, Kulturarbeit)
Sven Sappelt	(CLB Berlin)
Andreas Jähnig	(ver.di – Fachgruppe Bildende Kunst)
Martin Trefzer	(AfD im Berliner Abgeordnetenhaus)
Vera Morgenstern	(Kulturausschuss BVV-Mitte-Berlin)
Notker Schweikhardt	(Bündnis 90/Die Grüne im Berliner Abgeordnetenhaus)
Herbert Lohner	(BUND Berlin)

Susanne Stumpenhusen: Guten Abend meine Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen. Herzlich willkommen zu unserem gemeinsamen Abend zu dem schönen Thema Kunst, Kultur und Wissenschaft als Basisressourcen Berlins. Ich bin Susanne Stumpenhusen, bin die Landesbezirksleiterin von ver.di für Berlin und Brandenburg. Und schon bei der Vorbereitung für diese Veranstaltung wurde ich gefragt: „Was um Himmelswillen hat ver.di denn mit Kunst, Kultur und Wissenschaft zu tun?“. Das möchte ich Ihnen kurz sagen: eine ganze Menge. Meine jungen Kolleginnen und Kollegen sagen immer: Wissenschaft ist toll, es sei denn, man muss davon leben. Wenn man nicht gerade eine Professur hat. Und die Künstlerinnen und Künstler in dieser Stadt sind auch nicht alle reich geworden mit ihren Künsten. Also wir haben eine Menge Mitglieder, die von ihrer Arbeit gerne leben möchten, und von daher ist es auch schön, dass an diesem Abend hier heute eine so bunte Mischung zusammengelassen ist. Meine Begrüßung gilt auch im Namen von Barbara John, die für den Paritätischen Wohlfahrtsverband e. V. mit dabei ist, Stefan Schwarz von der Handwerkskammer – der heute Abend leider nicht hier sein kann, er ist noch in München. Und wir drei Organisationen sind für den heutigen Abend hier verantwortlich, sie finden draußen noch eine Liste mit drei weiteren Veranstaltungen, die stattfinden werden zum geplanten Berlin-Forum und dazu wird Ihnen nun Volker Hassemer berichten, was geplant ist. Ich bitte Sie ums Wort.

Volker Hassemer: Ich bleibe doch sitzen. Zunächst einmal, vielen Dank Frau Stumpenhusen, dass wir hier sein dürfen, und ich bedanke mich bei Ihnen und, wie Sie es auch bereits angedeutet haben,

nicht nur bei denen, die heute Abend mitveranstalten, nämlich dem Paritätischem Wohlfahrtsverband und der Handwerkskammer, sondern auch beim BUND, bei der IHK, bei der Evangelischen Kirche, bei dem Landessportbund. Bei also einer Gruppe von Organisationen, die hier in der Stadt Zuständigkeit haben und die mit uns gemeinsam sagen: Dass der Blick, wenn es um die Zukunft Berlins geht, allein auf die Politik nicht ausreicht. Dass wir als Gesellschaft eine eigene Verantwortung erkennen müssen und auch praktizieren müssen. Nichts gegen die Politik, noch nicht mal an der Politik vorbei aber eben auch nicht einfach nur im Warten auf die Politik oder etwa abhängig von der Politik. Sondern in eigener Verantwortung und in eigenen Initiativen. Wir müssen, das ist unsere Behauptung, als Berlinerinnen, Berliner diesen Mut und diese Entschlossenheit haben, wenn es am Ende des Tages gut gehen soll mit unserer gemeinsamen Stadt. Das ist der Grund, warum wir schon seit langer Zeit vorbereitet haben ein Berlin-Forum, das ein ganz einfaches Ziel hat: nämlich zwischen Gesellschaft und Politik gemeinsam in einem geordnetem Arbeitsprozess über die Zukunft Berlins nachzudenken. Dieses Berlin-Forum ist von allen Parteivorsitzenden – einer sitzt hier, der damals Parteivorsitzender war, Herr Wesener – mit ziemlichem Enthusiasmus begrüßt worden. Aber wie es immer so ist in der Politik, von der Begrüßung zum Start ist dann doch noch ein steiniger Weg. Deswegen bin ich froh, dass wir, mit den Organisationen, die ich genannt habe, in die Sache einsteigen können. Und die Sache heißt, Thesen, die wir von der Stiftung Zukunft Berlin in der Arbeitsgruppe entwickelt haben und Vertreter dieser Arbeitsgruppe sehen Sie hier. Diese Thesen wollen hier wir schon einmal ausprobieren – wir behaupten, es gibt nur fünf Grundsatzziele. Es reicht, wenn wir uns auf fünf Grundsatzziele für die Stadt beschränken. Und eines dieser fünf Ziele, und nur darüber wollen wir hier heute Abend diskutieren, ist die Behauptung, dass der besonders wichtige, der grundsätzliche Treiber für die Zukunft Berlins, der Energie-Geber, für alles das, was an Wohlstand, an Arbeitsplätze, an Entwicklung Berlins haben muss im Bereich von Kunst, Kultur und Wissenschaft liegt. Das ist die Behauptung, die wir heute Abend Ihnen in einigen kurzen Thesen vortragen wollen, und die wir dann – das ist der eigentliche Sinn des heutigen Abends – mit Ihnen besprechen wollen. Mit dem Vortrag beginnen wir jetzt und damit bin ich wieder bei dem Chef des heutigen Abends, nämlich Frau Stumpenhusen.

Susanne Stumpenhusen: Chefin. Wir sind hier bei der Gewerkschaft, da lernt man immer dazu. Gut, dann habe ich das Vergnügen, den Damen und Herren die hier in der Arbeitsgruppe der Stiftung hier diese ersten Thesen erarbeitet haben, zu denen es dann erste Stellungnahmen gibt, und Sie haben dann natürlich danach auch alle Gelegenheit, sich dazu zu äußern. Herr Gentz, bitteschön.

Manfred Gentz: Mein Name ist Manfred Gentz, ich habe viele Funktionen in der Vergangenheit ausgeübt, den meisten Teil allerdings in der Wirtschaft gearbeitet. Meine Damen und Herren, jede Strategie für eine Stadt und ihre Bürger, das gilt für Unternehmen und Gewerkschaften auch, jede Strategie, die über die selbstverständliche Befriedigung von Grundbedürfnissen hinausgeht, muss klare Schwerpunkte und Prioritäten setzen. Das setzt den Mut zu Entscheidungen voraus, und zwar Entscheidungen für den gezielten Einsatz der begrenzten Ressourcen. Sie müssen mit Nachdruck und Überzeugungskraft verfolgt und umgesetzt werden. Kunst, Wissenschaft und Kultur, womit wir uns heute hier beschäftigen wollen, gehören zu den schon heute besonderen Stärken der Stadt Berlin. Sie müssen aber weiter ausgebaut, prioritär verstärkt und für die Weiterentwicklung der ganzen Stadt genutzt werden.

Susanne Stumpenhusen: Dankeschön Herr Gentz, der nächste ist Herr Zöllner.

Jürgen Zöllner: Ich stehe lieber auf, damit ich besser durchatmen kann. Meine Damen und Herren, ich wiederhole den Titel nochmal mit anderen Worten „Kunst, Kultur und Wissenschaft sind die entscheidenden Kraftquellen für die Zukunftsfähigkeit dieser Stadt“. Ganz ohne Zweifel prägen sie nicht die Diskussion, es sind Wohnungsprobleme, Verkehrsprobleme, manchmal auch die Verwaltung – auch das muss alles erledigt werden. Aber das findet an vielen Orten, nicht nur in Deutschland, sondern auf der ganzen Welt statt, das kann nicht das Charakteristikum und möglicherweise das Alleinstellungsmerkmal sein. Dann muss man sich fragen: Was kann es denn sein? Wenn es das, was uns im Alltag beschäftigt – mit Recht – nicht sein kann, was uns, wenn wir es lösen einen entscheidenden Schritt weiterbringt. Dann wird es sicher nicht sein, dass wir besondere Bodenschätze hier finden, es wird auch nicht das Klima sein, oder der sonnige Strand, und ich befürchte auch, dass wir Einvernehmen haben, dass es nicht mehr ein Industriestandort der klassischen Art sein wird. Was kann es dann sein? Da hilft uns ein Blick auf das, was eigentlich im Augenblick auf der ganzen Welt passiert: Die großen Schlagworte Globalisierung, demografischer Wandel, Veränderung des Internets mit der ganz neuen Möglichkeit Wissen zu generieren und zu kommunizieren, aber auch der Klimawandel. Das heißt, alle Fortschritte, alle Probleme sind letzten Endes zurückzuführen auf die Wissenschaft. Wir leben in einer Wissenschaftsgesellschaft, nicht in einer Wissensgesellschaft, wie man so häufig sagt. Das Wissen war in den letzten 100 Jahren konstitutiv die zentrale Bedingung, für den Homo Sapiens Sapiens der von den Steppen der Savanne in Afrika nach Norden gezogen ist. Es ist Wissen das generiert wird nach bestimmten Regeln, unter bestimmten Bedingungen, das in den letzten 200-300 Jahren diese Fortschritte gebracht hat, aber auch diese Probleme. Und da ist die Situation in Berlin einmalig: das könnte etwas sein, was wir Deutschland, Europa und der Welt geben, und möglicherweise dann auch ein Wettbewerbsvorteil dann sein wird, weil er immer stattfinden wird bei Standorten auf dieser Welt. Und da hat Berlin einmalige Voraussetzungen, es gibt kein Ort in dieser Republik, der eine solche Dichte an Universitäten, Hochschulen und Fachhochschulen hat, auch die größte Anzahl der Privaten Hochschulen – was nicht von ungefähr kommt, weil die natürlich da hingehen, wo sie sich aus dem Umfeld etwas versprechen. Und es gibt nirgends so viele außeruniversitäre Einrichtungen, wie hier. Das allein ist schon sehr sehr viel, aber der objektive Blick der Wissenschaft kann auch die Welt wie sie wirklich ist, und das Leben, wie es wirklich ist, nicht letzten Endes erfassen. Wir brauchen, wenn wir eine Chance haben wollen, etwas mehr von diesem Leben zu erfassen und zu begreifen. Den subjektiven Blick der Kultur und der Kunst. Das berühmte Bild von Munch, vom Anfang des letzten Jahrhunderts, Der Schrei, sagt viel mehr über die Ängste dieser Zeit aus, als der beste wissenschaftliche Artikel. Und Kafkas Prozess beschreibt die Situation einer Verwaltungsorganisation und das Eingebunden-Sein des Einzelnen in diese Maschinen viel besser als es jeder Soziologe und Nobelpreisträger tun könnte. Und auch da ist es so, dass es keinen Standort gibt in Deutschland, der eine solche Größe an Breite und eine solche Größe an Spitze hätte wie Berlin. Und beides, eben Kunst und Kultur auf der einen Seite und Wissenschaft auf der anderen, sind die unverzichtbaren, entscheidenden Voraussetzungen für Kreativität und Innovation. Und deswegen meinen wir, dass dieser Bereich besondere Aufmerksamkeit in der Weiterentwicklung bedarf in dieser Stadt. Von mir, da ich da auch versuche zu lernen, und man immer in Schlagworten redet, meine ich das Schlagwort „Berlin: arm aber sexy“ war ein gutes Schlagwort zu seiner Zeit. Aus meiner Sicht könnte es und sollte es möglicherweise jetzt lauten: „Berlin (noch nicht) perfekt, aber hoffentlich immer innovativer.“

Susanne Stumpenhusen: Dankschön Herr Zöllner, dann an Frau Behrens.

Wibke Behrens: Ich ergänze und entgegne, zur Bedeutung von Kunst und Kultur in Berlin. Kunst und Kultur ist zweckfrei und nicht zweckgebunden. So ist die Kunstfreiheit nicht nur der Freischein, dass

die Kunst alles darf, nein, sie muss alles dürfen. Kunst ist zweckfrei – das klingt so nobel. Aber was heißt es denn? KünstlerInnen müssen doch auch Geld verdienen, oder? Ist es dann nicht auch ein ganz normaler Job, ein Broterwerb? Was unterscheidet denn die Kultur von der Wirtschaft? Was unterscheidet die Kunst von der Kreativität? Und vor allem, warum brauchen wir – wir: Berlin, wir als Gesellschaft – die Kunst überhaupt? Über 40.000 professionelle Künstlerinnen und Künstler leben und arbeiten schätzungsweise in Berlin. Das Land Berlin schätzt auch, dass es zusätzlich auch ca. 140.000 Kulturschaffende sind, die in kulturellen Einrichtungen wie Theater, Museum und so weiter arbeiten. Ich behaupte, ohne Kunst gäbe es uns nicht als soziales Wesen. Ohne Kultur gäbe es uns nicht gemeinsam als soziale Gesellschaft der Stadt. Ohne die Zweckfreiheit der Kunst gibt es kein Spiegelbild, das uns vorhält, woran die Stadt krankt, wo aber auch ihre Potentiale liegen. Kunst schafft Identifikation für die Stadt, schürt Konflikte und fordert Streit heraus. Und ich gehe sogar noch weiter und behaupte, dass Kunst weder verboten noch unterdrückt werden kann, sondern schlicht der Mechanismus ist, der unsere Evolution erst möglich gemacht hat. Aber auch der Mechanismus, der unsere Zukunft sichert. Kunst entsteht aus sich selbst heraus, das ist genauso wahr wie falsch. Originäre Kunst entsteht, indem ein Künstler, eine Künstlerin etwas Neues schafft, aber doch stets als Ergebnis all seiner Erfahrungen, seiner momentanen Situation, seiner Zweifel, Sehnsüchte, seiner Gedanken. Die Einordnung von Kunst in unsere Gesellschaft, was ein Kunstwerk in der Bildenden Kunst zum Beispiel dann bedeutet, was es bewirken kann, was es wert ist, passiert emotional durch die BetrachterInnen, rational durch den Kunstmarkt und soziologisch durch die Wissenschaft. Was Berlin in den letzten Jahrzehnten ausgemacht hat, ja, was es in seine privilegierte Situation als Sehnsuchtsort für die Künstlerinnen und Künstler führte, war genau dieser Urtrieb des Menschen, etwas erschaffen zu wollen, was nicht da ist. Und zwar so unabhängig von Zwängen, von Vermarktung, von Aufträgen, wie nur irgendwie möglich. Das ging nur hier in Berlin: es gab Platz, das Leben war günstig und mit den Jahren hat sich eine kritische Masse von vielen internationalen Künstlerinnen und Künstlern in Berlin eingefunden, die ein sich selbst befördernden Diskursraum schaffte. Die Sehnsucht dorthin zurück ist nachvollziehbar, aber unrealistisch. Was aber realistisch ist: Kunst und Kultur ist der ewige Motor für Erneuerung und Weiterentwicklung von Berlin. Es ist die Zukunftsmusik von Berlin, wenn wir es erlauben, sie zu spielen. Aber haben das Politik und Verwaltung in ihrer bedingungslosen und radikalen Bedeutung bereits verstanden? Ich sage nein. Kunst kann und muss Reibung in der Zivilgesellschaft verursachen, Streit hervorrufen und Emotionen erzeugen. Kunst ist bedingungslos, aber nicht belanglos. Kultur ist Kontakt, Auseinandersetzung und letztlich der entscheidende Aufruf an uns alle: wie wollen wir zusammenleben, wie soll zukünftig der Kontakt untereinander aussehen, wie gestalten wir unsere zukünftige Stadtkultur? Das ist anstrengend. Auseinandersetzung ist anstrengend. Und Fragen in eine ungewisse Zukunft zu stellen, gerade gegen Widerstände, zehrt Kräfte, ist mühsam - aber lohnt sich. Denn der Preis es nicht zu tun, ist zu hoch. Gelänge es uns nicht, in einem gewaltigen Kraftakt, diesen Stellenwert der Kunst in dieser Stadt so eindeutig immer wieder einzufordern und zu sichern, dann wird Berlin hängenbleiben in einem sich selbst zerstörenden Zyklus aus Gentrifizierung, Spekulation, Selbstüberschätzung und letztendlich Bedeutungslosigkeit. Wenn es so ist, dass wir das erkennen und die Zukunft bedingungslos in der Ressource Kunst für die Stadt sehen, dann ist es jetzt unsere Aufgabe, die städtischen und politischen Rahmenbedingungen der Zukunft zu schaffen. Ohne Kunst gibt es keine Kultur, ohne Kultur bleibt Wissenschaft Datenverarbeitung und ohne Gestaltung bleibt Politik Verwaltung.

Susanne Stumpenhusen: Dankeschön, Wibke Behrens.

Günter Stock: Ich bin sehr dankbar, dass die verantwortlichen Organisationen den Mut haben, in dieser Stadt, die so viele Aufgaben hat, wirklich Kunst und Wissenschaft und Kultur so weit nach vorne zu schieben. Das ist ja auch ein Bekenntnis. Anschließend, an das, was gesagt wurde, ist natürlich nicht nur die Konzentration auf diese Gebiete, sondern auch die Geschichte, die wir haben. So, wie die alte Geschichte, aber insbesondere auch die neue Geschichte. Seit den 90er Jahren haben wir eine Aufholjagd in Wissenschaft und Kunst, vor allem in Wissenschaft gemacht, die ihresgleichen sucht. Und diese Verpflichtung gilt es in die Zukunft zu führen und noch intensiver zu sein. Wenn wir uns wirklich auf diese Themen konzentrieren, kann es gar nicht anders sein, dass wir, orientiert an der internationalen Szene, nicht der Europäischen, dass wir wirklich versuchen, eine Metropole für diese Themen zu werden, und gerade auch die Brücke zwischen Wissenschaft und Kunst sind innovative Elemente. Es geht eben nicht nur darum, Touristen in diese Stadt zu holen. Es geht nicht nur darum, einer der wichtigsten Kongresshauptstädte zu sein. Sondern es geht auch darum, ganz entscheidend darum, Arbeitgeber, Firmen aus dem Bundesgebiet und aus dem Ausland Berlin so verlockend zu machen, dass sie gar nicht anders können als hierher zu kommen. Das Zweite: Wissenschaft insbesondere hat natürlich in einer Wissenschaftsgesellschaft das zu liefern, was sie liefern kann, nämlich Möglichkeiten zu bieten, neue Ideen, neue Geschäftsfelder zu schaffen, Arbeitsplätze beschaffen und zwar für unterschiedliche Ausbildungsgrade. Und das führt unmittelbar zur Forderung, dass wir auch beitragen müssen, dass wir auf höchstem Niveau, auf innovative Weise, Bildung, tertiäre Bildung, aber auch Weiterbildung und lebenslanges Lernen, in einer kreativen Weise vorantreiben. Allein die Gründung der Einsteinstiftung, die ich vertrete, ist ein solches innovatives Element, dass wir beneidet werden im Bundesgebiet. Die Tatsache, dass wir in diesem Bereich mehr und mehr attraktiv werden, nicht nur für ausländische Professoren, sondern auch für ausländische Studenten, ist ein ungeheures Potential gerade für wissensbasierte Industrien, die wir hier ansiedeln wollen. Und im Letzten: All dieses trägt bei zu dieser enorm günstig gelegener Urbanität, die wir in dieser Stadt haben und auf diese Weise weiterentwickelt und durchaus gepflegt werden kann.

Susanne Stumpenhusen: Herr Richter, bitteschön.

Andreas Richter: Vielen Dank. Was ich sagen möchte, ist: ich möchte eigentlich fragen, was meint das wirklich, wenn wir das so sagen? Kunst und Kultur und Wissenschaft - wobei ich spreche jetzt im Moment mal hier für Kunst und Kultur - sind die Basisressourcen dieser Stadt? Wenn man so zurückschaut: früher hat man so als Künstler und als Kunstschafter darum gekämpft, dass Kunst überhaupt ernst genommen wurde – ist für die Stadt nicht so wichtig, bringt kein Geld ein. Dann hat man verstanden, könnte wichtig sein für den Tourismus. Inzwischen hat man vielleicht auch mal verstanden, es war wichtig für die Entwicklung der Stadt, an bestimmten Punkten, vor allem als die Stadt viele Branchen hatte, als sie arm war, als sie attraktiv war für Künstler, die etwas aus dieser Stadt machen wollten. Ich möchte aber noch weitergehen und wirklich noch mal fragen, was kann das wirklich für uns alle bedeuten? Es ist ja die Errungenschaft unserer Kultur, zu sagen, der Mensch ist ein freies Individuum, es ist ein kreativer Mensch, der ein Ausdruckswillen hat, der ein soziales Wesen ist. Es hat etwas zu tun mit unserem Menschenbild, dass Kultur nicht ein Ressort unter vielen ist, nicht ein getrennter Bereich: hier ist die Gesellschaft, und da sind die Künstler, die jetzt unsere Basisressource sind. Sondern wir müssten eigentlich sagen: Kunst und Kultur, dieses Verständnis des Menschen, ist die Basisressource aller Bürger dieser Stadt. Das fände ich ein tolles Ziel. Und dann wäre es eben die Aufgabe der Bürgerschaft und ihrer Organe - ob sie nun Verwaltung sind, oder Verbände, oder wer auch immer – diese zu befördern, dieses zu organisieren, die Ressourcen dafür bereit zu stellen. Das wir diese Basisressource nicht auslagern und nicht nur die Künstler und die Kulturschaffenden dafür verantwortlich machen, dass das gelebt wird, sondern dass wir wirklich

überzeugend kommunizieren können, dass es gelebt wird von allen. Das heißt, Kunst und Kultur müssen ein zentraler Bestandteil aller Bildung sein. Das ist, glaube ich, unter Kulturschaffenden und Bildungsschaffenden weitgehend Konsens, aber wenn wir die Umsetzung uns anschauen konkret, dann hapert es doch sehr. Kunst und Kultur müssen eigentlich überall, wo es um Räume geht, um die Stadt geht, sichtbar sein. Ein wichtiger Fakt, der in die Diskussion relevant einfließt. Eigentlich könnte man sich wünschen, jedes Haus sollte ein Kunstwerk sein, nicht von der Stange. Weil es ist ja das, was unser Lebensraum ist, der eine Gestaltung braucht, in der wir uns wohlfühlen, in der das Leben eben lebenswert ist. Das heißt ich rede davon, dass Kunst und Kultur wirklich das öffentliche Leben durchdringen, von den Kleinsteinheiten, vom Kindergarten, von der Grundschule, von allen anderen Einrichtungen, die es gibt, bis zu dem, was auch Berlins Stärke ist: Kulturelle Großprojekte. Und es gibt viele, die wir schon erlebt haben, von was die Berliner Festwochen schon vor 30 Jahren gemacht haben beim 750. Jahrgem Stadtjubiläum, bis zu Karneval der Kulturen, bis zu den Skulpturen, die in der Spree stehen. Also wirklich große Dinge, wo man, wenn man hier durch die Stadt geht, wenn man mit den Menschen spricht, sieht, hier passieren Dinge, die sozusagen das ausdrücken, was wir meinen, wenn wir sagen: Kultur und Kunst sind die Basisressource dieser Stadt. Ich glaube, es braucht ganz viel Fantasie, es braucht aber auch den Dialog, und deswegen sind wir ja auch hier. Mit den Bürgern, mit verschiedensten Verbänden, usw. und auch sich darauf einzulassen, sich aus dem Elfenbeinturm der Künstler herabzusteigen. Dieses „Herab“ ist schon falsch, man könnte auch sagen „aus dem Kellerloch der Künstler raus an die frische Luft“ um sich auseinanderzusetzen und diese Erfahrung zu teilen, die man als Künstler machen darf.

Susanne Stumpenhusen: Vielen Dank Andreas Richter. Und es folgt noch einmal Günter Stock in einer anderen Rolle.

Günter Stock: Naja, ich bin immer der Gleiche. Ich würde gerne sagen, was wären denn Möglichkeiten und Maßnahmen, um tatsächlich ein Stück weiter zu kommen? Die erste Formulierung ist die, dass wir in Berlin, das haben wir bereits mit den Hochschulverträgen angefangen, unsere Einrichtung der Wissenschaft noch stärker fördern und ihnen strategische Freiräume geben. Ich glaube, was wir brauchen sind innovative Modelle - nicht nur im tertiären Bildungsbereich - für das Thema lebenslanges Lernen; dort gibt es durchaus Nachholbedarf, der gerade in einer wechselnden Welt von zentraler Bedeutung ist. Zweitens: ich glaube, wir müssen noch mehr Mut haben, Wissenschaft und Kunst Räume zu geben – ich nehme an, dass die Künstlerkollegen dazu etwas sagen können, dass es an Räumen momentan für die Kunst durchaus mangelt – Räume zu geben, von denen ich mir wünschen würde, dass es neben dem Euf-Campus, neben Buch-Berlin, neben Adlershof weitere Räume gibt, wo Wissenschaft und Firmengründungen nebeneinander existieren können, wo verschiedene Wissenschaftsorganisationen noch stärker als bisher auf verschiedenen Plattformen miteinander arbeiten können. Es muss aber auch Räume geben, in neuer Art, wo sich Wissenschaft und Kunst in ganz anderer Weise begegnen. Denn nur in der Kombination von beiden wird Zukunft zu bestehen sein, wird Welt, die Welt, die wir momentan erneut schaffen, überhaupt zu bauen und zu verstehen sein. Ich glaube, wir brauchen noch mehr Geld, um Verbünde zu schaffen, zwischen denjenigen, die miteinander kooperieren möchten oder miteinander kooperieren sollten. Ein wunderbares Beispiel ist das Einstein-Zentrum für Digitale Zukunft, wo Berlin wirklich einen Schritt nach vorne gemacht hat, um das, was in der Digitalisierung zurzeit möglich und nötig ist, tatsächlich zu gestalten. Das Thema autonomes Fahren ist ein zweites. Ein drittes Thema sind Kulturwissenschaften, die üblicherweise als die kleinen Fächer gelten, aber mit großer Bedeutung ausgestattet sind. Hier brauchen wir mehr Möglichkeiten, um solche Plattformen überhaupt zur Verfügung zu stellen. Wir brauchen mehr Anreize, damit private Geldgeber – wir werden nicht alles

über staatliche Gelder finanzieren können – wir brauchen klare Anreize für private Geldgeber, die uns Geld geben in der Tat für Wissenschaft und auch für Kunst. Wir haben vor kurzem den Förderfond „Wissenschaft in Berlin“ gegründet, bei dem sowas durchaus möglich ist, der jetzt langsam Fahrt aufnimmt. Wir sollten nicht vergessen, dass wenn wir die jungen Menschen, die wir hier haben wollen, mit einer entsprechenden Infrastruktur ausstatten müssen. Es beginnt bei der Kinderbetreuung und hört auf bei unterschiedlichen Bildungs- und Freizeitangeboten. Und schließlich, dass was wir in Berlin bereits haben, IBB, Partner für Berlin, dass solche Organisationen noch stärker als bisher zusammenarbeiten in einer gemeinsamen Strategie, um Gründungen von Firmen aus der Wissenschaft und aus der Kultur heraus zu erleichtern, um dann entsprechende Arbeitsplätze vernünftigerweise zu schaffen. Es gibt eine Menge Dinge, die wir in Berlin tun. Ein bisschen mehr Synchronisation und Koordination und Fokussierung würde uns guttun. Und damit schließe ich, und sage: ich bin sehr dankbar, dass wir die Kraft hier in diesem Kreis haben, uns auf solche Themen zu konzentrieren.

Volker Hassemer: Vielen Dank Herr Stock. Ab jetzt beginnt eigentlich der für uns interessante Teil des Abends; was hier gesagt worden ist, wussten wir ja schon – es ist nämlich letztlich die Beschreibung unserer These - dass, wenn man sich über die Ziele in Berlin unterhält, man sich auf eine ganz große prioritäre Energiereserve konzentrieren sollte, und die sehen wir in Kunst, Kultur und Wissenschaft. Das ist die These, zu der wir heute Abend auch mit Ihnen sprechen wollen und zu dem wir vielleicht auch Widerspruch bekommen. Wir wollen diese These testen. Es ist also nicht alles, was sonst noch in der Stadt als wichtig erachtet wird, wir sagen: alles wichtig zu machen, macht nichts wichtig. Konzentriert euch auf diesen zentralen Punkt. Das ist die Behauptung, die wir dann im Berlin-Forum sehr viel konzentrierter erörtern wollen. Jetzt beginnt der Teil der Stellungnahmen. Wir haben mehrere Experten eingeladen, Bekannte, Freunde, die wir haben, dazu – auch wiederum sehr kurz – etwas zu sagen. Christophe Knoch, der Sprecher der freien Szene und ich werden die Mikrophone rumreichen. Wir geben die Mikrophone jeweils ab und holen sie jeweils zurück. Christophe Knoch wird beginnen.

Christophe Knoch: Wir sitzen hier zusammen, das ist ja auch ein Zeichen, dass wir das gemeinsam besprechen wollen und auch darüber streiten wollen. Ich fange gleich mit der ersten an, sinnvollerweise ist sie auf der anderen Seite des Panels: Annemie Vanackere, die wunderbare Intendantin des Hebbel am Ufer. Dein Streit, dein Widerspruch, deine Stellungnahme?

Annemie Vanackere: Ich will nicht streiten und nicht widersprechen, weil es ist ganz viel gesagt worden, wo ich auch echt anknüpfen könnte. Vor allem fühle ich mich am nächsten bei dem, was Wibke Behrens gesagt hat, weil ich das HAU, wo ich arbeite, auch als Teil der Kunstlandschaft sehe, die die freien Künste vertritt. Und das Zweckfreie – um das nochmal zu betonen, dass die Kunst zweckfrei bleiben soll, dass eine Demokratie sich das leisten soll – genau die Kunst, die auch eine kritische Funktion hat, zu fördern. Eigentlich fördert man etwas, was einen dann wieder attackiert und das ist eine große Leistung, ein großes Gut in unserer Gesellschaft. Was mit der neuen Regierung - Deutschland hat jetzt mit der AfD auch eine Partei, wo wir jetzt aufpassen müssen, wie es weitergeht und das diese Ressource, wie Sie es nennen, auch weiterhin geschützt und gefördert wird, wie zuvor. Was ich auch dachte: ich wohne jetzt seit sechs Jahren in der Stadt und habe ein Interview mit mir selber aus dem Jahr 2013 wiedergelesen, wo ich genau ein Jahr hier war. Und da hat der damalige Staatssekretär sehr geschimpft mit mir, weil ich gesagt habe: „Berlin hat eigentlich keinen Plan“ – in der Kulturpolitik. Es gibt Länder wo man das anders tut und ich kam genau aus einer Stadt, wo man sehr viel geplant hat, weil die Stadt 1940 bombardiert worden war – Rotterdam

nämlich - und wo man ohne eine ausgesprochene Kulturpolitik nichts auf die Beine gekriegt hätte. Dennoch habe ich gelernt: zu viel Plan ist auch nicht gut. Man kann alles so genau, detailliert beschreiben, wo Künstler oder Projekte in welcher Disziplin dann auch, alle „tick-the-boxes“ muss kulturell divers etc. sein, usw. Das ist die andere Seite: wenn zu viel durchgeplant wird, wird es dann auch nicht gut. Also mein Plädoyer wäre irgendwie eine Balance in Berlin zu haben zwischen „wo man planen muss“ (weil die Stadt verkauft wurde und man jetzt Immobilien zurückkaufen muss) und man die Kulturpolitik echt führt. Ich glaube, da ist die Regierung auf einem guten Weg. Noch eine Sache ist nämlich, dass auch Bund und Land – neben mir sitzt auch ein Vertreter aus der Bundesinstitution – dass auch die Abstimmung zwischen Bundes- und Landespolitik genau in dieser Stadt, ist das total wichtig. Denn beide Ebenen agieren mit gleich viel Geld, vor allem wenn man auch international agiert, dann ist viel Geld da. Aber wie wird verteilt? So, wie Christophe Knoch einmal sagte: “Money is not the problem, it’s the distribution of the money that’s the problem.”

Volker Hassemer: Vielen Dank Frau Vanackere, das war die Seite der Kultur. Jetzt zu der Seite der Wissenschaft. Frau Broer, Sie sind die Leiterin der Helmholtz-Gemeinschaft in Berlin. Ihre Stellungnahme.

Franziska Broer: Ja, obwohl wir mit der Zentrale in Berlin sitzen und ich auch gebürtige Berlinerin bin, kann ich vielleicht trotzdem eine Außenperspektive mitbringen. Die Helmholtz-Gemeinschaft ist die größte Forschungsorganisation in Deutschland mit fast 40.000 Mitarbeitern, 18 Zentren, z. B. das deutsche Luft- und Raumfahrtzentrum (mit einem Standort in Adlershof), das deutsche Krebsforschungszentrum und viele weitere. Wir sind in jedem Bundesland vertreten und auch in vielen großen Metropolen in Deutschland. Von daher bringe ich etwas die Außenperspektive rein, weil ich natürlich gut mitbekomme, was andere Bundesländer, andere große Städte in Deutschland machen für die Wissenschaft. Ich speziell stehe jetzt eher für die Wissenschaft. Wenn man eine Strategie für eine Stadt entwickelt, oder auch Schwerpunkte setzen will, Chancen und Risiken erkennen möchte, ist eben dieser Außenblick auch wichtig: was machen andere? Um zu schauen, was funktioniert woanders? Wo stehen die da? Aber auch um zu sehen, wo sie Konkurrenz ist. Dazu zwei, drei Beispiele. Wenn man so eine kleine Stadt wie Karlsruhe nimmt, mit 300.000 Einwohner, ohne, dass es jemand mitbekommen hat, haben die sich zu einem der IT-Standorte entwickelt, in der Szene der Start-Ups. Gerechnet auf die Einwohner-Anzahl ist es unglaublich, was da in den letzten Jahren entstanden ist. Und ein Schwerpunkt ist auch – wir haben da ein großes Forschungszentrum, die haben eine große Universität, beides ist in einem Experiment, einem Modell zusammen fusioniert, und nicht nur das. Auch andere Rahmenbedingungen haben dazu geführt, dass sich genau die Szene, der Schwerpunkt lag auf Ingenieurwissenschaften und IT da sehr gut entwickelt hat. Und das ist eine Zukunft, ein Zukunftsthema, und auch ein wichtiger Zukunftspfeiler für die Wirtschaft in Karlsruhe. Ein anderes Beispiel ist Hamburg. Hamburg hat vielleicht vor 100 Jahren in der Bürgerschaft die Gründung einer Universität noch abgelehnt, denn man sagte „Hamburg kann sich lieber auf Handel konzentrieren“. Ende letzten Jahres hat der damals noch Oberbürgermeister Olaf Scholz eine sehr bemerkenswerte Rede gehalten, in der er sich nämlich klar zur Wissenschaft bekannt hat, als die fundamentale Säule von Hamburg, die notwendig ist, um die Innovationskette ganz am Anfang zu starten, um dann auch eine gute Basis für die Wirtschaft zu sein. Warum sage ich das? Letztendlich geht’s auch um Ressourcen, um begrenzte Ressourcen nämlich um Forschungsgelder, die der Bund zur Verfügung stellt. Bei der Helmholtz-Gemeinschaft sind es immerhin 90% aus Bundesmitteln, die unsere Zentren bekommen und nur 10% das Land dazu gibt. Und die werden auch nur einmal verteilt. Und genauso europäische Forschungsgelder. Letztendlich fließen die nur dahin, wo exzellente Forschung ist und wo die guten Ideen sind, guten Konzepte. Und

damit holen sie wiederum gute Leute nach Berlin. Und es braucht nicht nur eine große Anzahl von Studenten, es braucht auch die Forschungspersönlichkeiten, die ganz bestimmte Themen voranbringen und die auch wieder andere nachholen. Und deswegen, denke ich, ist es nämlich wichtig, sich dessen bewusst zu sein: wir haben hier viel in Berlin, aber die Konkurrenz schläft nicht, und dann muss man auch wieder nachrüsten.

Volker Hassemer: Aber immerhin haben die Hamburger auch Meer vor sich. Ein Hafen und Meer haben wir ja nun nicht.

Christophe Knoch: Vielleicht, bevor wir zu Frau Vehstedt kommen, eine Rückfrage vielleicht: ist da nicht gerade eine große Dualität? Auf der einen Seite die Kunst, die den Plan nicht braucht und auf der anderen Seite die Wissenschaft, die die gute Planung braucht. Herr Stock, was würden Sie denn dazu sagen, aus wissenschaftlicher Sicht?

Volker Hassemer: Ein bisschen Plan braucht die Kunst auch.

Günter Stock: Ein Plan ist so eine Sache. Was wir brauchen, ist ein Bekenntnis zur Wissenschaft, eine entsprechende finanzielle Bereitstellung von Mitteln, die Bereitschaft zur Schaffung von Infrastruktur, die inhaltlich begründet wird und die Attraktivität, hervorragende Leute hierher zu holen. Das ist das, was wir als Plan brauchen. Um Himmelswillen nicht mehr.

Volker Hassemer: Und wir werden uns dann auch unterhalten müssen, was, wenn die Wissenschaft erzählt hat, was sie alles braucht, darüber, was sie alles zu leisten hat, für die Gesellschaft in der Stadt und damit bin ich bei ver.di. Sie sind zuständig für den Verband der Schriftstellerinnen und Schriftsteller, aber es ist ein ver.di-Verband und deswegen sehen sie beide Seiten. Sie können Bücher schreiben aber Sie kennen auch die Philosophie von ver.di. Wie geht es Ihnen, Frau Vehstedt, wenn Sie hören, Kultur und Wissenschaft soll die Lokomotive für die Stadt Berlin werden?

Astrid Vehstedt: Danke, dass Sie mir gleich diese Vorlage geben. Das Wort „Energiereserve Kunst und Kultur“ fiel ja nun schon häufiger und meine erste Reaktion war, dass sich irgendetwas in mir sträubte. Und es kam dann unmittelbar ein Bild vor Augen. Ich dachte an Deniz Yücel, der im Gefängnis sitzt, der das Buch „Der kleine Prinz“ von Saint-Exupéry ins Gefängnis bekommt und beginnt, in dieses Buch hinein zu zeichnen und zu schreiben und sagt – etwas ironisch, wie er ja auch ist – er würde sich bei dem Autor bedanken, dass er ihm so viel Platz gelassen habe in diesem Buch, dass er auch tatsächlich da etwas hinein schreiben kann. Für mich ist dieses Bild ein ganz starkes Bild für Kunst als Energiereserve, aber in einem ganz anderen Kontext, als wie es jetzt hier dargestellt wird. Ich bin eben auch der Meinung, dass Kunst jetzt hier in keiner Weise zweckgebunden sein darf und auch nicht per se als Energieressource gesehen werden darf, es kann es aber sein. Ich möchte an einen sehr bekannten Satz von Berthold Brecht erinnern: „Ja, macht nur einen Plan, sei nur ein großes Licht, und mach noch einen zweiten Plan, gehen tun sie beide nicht.“ Das ist wunderbar, das ist genau das, was wir brauchen: dieses kreative Chaos, die Möglichkeit, sich an etwas zu reiben. Und ich selbst wohne schon seit 1986 in Berlin. Ich bin damals bewusst in diese Stadt gezogen, weil ich diese geschichtliche Situation erleben wollte, war danach aber 12 Jahre im Ausland und habe deswegen auch die Stadt von außen gesehen und mir dann überlegt: was macht eigentlich dieses Besondere an Berlin aus. Und es war eigentlich immer dieses Beschädigte, das Provisorische, das Unfertige, das vielleicht auch die vielen Menschen aus Ausland und auch aus dem Inland nach Berlin gezogen hat. Das ist etwas, was irgendwann leider vorbei sein wird, es sei denn – und das wollen wir nicht hoffen – irgendeine große Katastrophe kommt und wieder alles kaputt geht. Deswegen

müssten wir uns natürlich als Kreative fragen, wie sieht eine Zukunft aus, ohne dass wir das Aufbauen haben, das Beschädigte, das Provisorische. Das ist aber ein ständiger Prozess, das kann man vorher auch nicht sagen. Das hat aber auch mit Berlin zu tun, weil Berlin eigentlich immer eine Stadt ist, die direkt auf Sand gebaut ist. Sie hat immer wieder etwas eingerissen, immer wieder etwas Neues gemacht. Ich hoffe, dass uns das als Kulturschaffende auch weiter möglich sein wird, dass wir hier auch leben können, und dass wir auch nicht in eine Situation kommen werden, wie in London oder Paris, wo man eigentlich gar nicht mehr leben kann, weil der Lebensunterhalt nur noch für das Dasein verdient werden muss und nicht für seine Kultur. Das jetzt erst mal so als Einstieg in die Diskussion.

Volker Hassemer: Vielen Dank Frau Vehstedt. Herr Wesener, Sie sind heute Abend der Vertreter der Politik. Was lernt Sie das, was Frau Vehstedt gerade gesagt hat?

Daniel Wesener: Also ich müsste lügen - wir hatten ja vor kurzer Zeit das Vergnügen – wenn ich behaupten würde, ich höre das zum ersten Mal. Ich hoffe, dass Politik immer lernfähig ist, aber Frau Vehstedt hat mich ja auch schon in Vergangenheit überzeugt. Insofern habe ich Ihr jetzt gerne nochmal zugehört, insbesondere die Geschichte mit dem Yücel kannte ich persönlich nicht. Aber wenn ich darf, würde ich sehr gerne etwas zu der These sagen, richtig oder falsch? Sie ist richtig. Sie ist auch belegbar. Zum einen, wenn man sie ideell belegt, wie Wibke Behrens es getan hat, also Kunst- oder Wissenschaftsfreiheit als Kernelemente einer freiheitlichen, demokratischen Gesellschaft; als gesellschaftspolitischer Auftrag, als Motoren von gesellschaftlicher Entwicklung. Aber man kann sie, meines Erachtens, auch materiell belegen. Selbstverständlich wissen wir anhand der Zahlen, dass wir es mit Wirtschaftsfaktoren zu tun haben, dass es ganz viele Leute gibt, die in diese Stadt kommen – nicht nur als Touristen sondern als Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer. Wir wissen um die Wertschöpfung, die an der Schnittstelle zur Wissenschaftsindustrie 4.0 stattfindet, und wir wissen um die vielen, vielen Touristen - jedes Jahr neue Rekordzahlen – und viele sagen, das ist ein Grund, weshalb wir nach Berlin kommen. Um es an einer Zahl festzumachen: 40 Millionen laut Citytex im Jahr, 3,5 Millionen gehen zurück an die Kultur, das ist ein ziemlich guter Schnitt. Ich warne dennoch davor, auch das will ich hier ganz deutlich sagen, das materiell zu argumentieren oder ökonomisch. Da können Kunst, Kultur und Wissenschaft nur verlieren. Denn wenn die ökonomischen Vorzeichen andere sind und wenn 2 Milliarden Jahresüberschuss keine Normalität mehr sind, dann verkehrt sich diese Diskussion ganz schnell in ihr Gegenteil. Und auch das haben wir in dieser Stadt in den 90er Jahren leidvoll erfahren müssen. Deswegen störe ich mich ein bisschen an der Formulierung „Basisressource“ – es ist ja halbwegs neutral, aber das fiskalische, das ökonomische schwingt mit. Ich würde gerne an Herrn Richter anknüpfen, weil ich glaube, interessant wird es doch dann, wenn man sich die Frage stellt: „Was bedeutet das?“ Ich habe mir überlegt, müsste man diese These nicht umdrehen? Müsste man nicht sagen, die überragende Bedeutung von Kunst, Kultur und Wissenschaft – die fest steht – die hängt ihrerseits von bestimmten Basisressourcen ab. Ich glaube, dass damit nicht gemeint ist, gibt es noch mehr Geld für den Kulturhaushalt, steigt er nochmal um 100 Millionen Euro in diesem oder im nächsten Jahr, oder wird die eine oder andere Institutionen noch besser gefördert? Ich glaube, Basisressourcen meint etwas sehr viel grundsätzlicheres und ich sehe drei Dinge. Erstens: Berlin muss eine bezahlbare Stadt bleiben, sonst werden nämlich die Künstlerinnen und Künstler, sonst werden die Wissenschaftler nicht mehr hier hinkommen, denn alleine die Tatsache, dass Berlin cool ist und hier viel stattfindet ist noch kein ausschlaggebendes Moment, wenn man Miete bezahlt und seinen Lebensunterhalt bestreiten muss. Und da ist die Entwicklung hier schon adressiert worden, die uns gemeinsam Sorgen machen muss. Das ist kein Selbstläufer, sondern es gibt Voraussetzungen außerhalb der institutionell geförderten

Wissenschafts- oder Kulturpolitik, die elementar ist, wenn diese Stadt auch attraktiv bleiben soll. Zweitens das Thema Räume: Das ist ja auch schon angesprochen worden. Wenn ein Berlin eine ausdefinierte Stadt ist, wie Paris, wie die City of London, wie New York, dann wird es diese Freiräume, die es eben auch braucht, im ganz banalen, materiellen Sinne des Wortes nicht mehr geben, wo Kunst, Kultur oder auch Wissenschaft nicht mehr stattfinden. Und last but not least, ich glaube auch das sollten wir nicht unterschätzen: Berlin wird eine freie und offene Stadt bleiben müssen. Es gibt durchaus Kommunen, von denen ich weiß, da gibt es niedrige Lebenshaltungskosten, da gibt es sowohl günstige Mieten als auch freie Räume, da gehen ganz bestimmte Leute nicht hin, weil sie eine andere Hautfarbe haben als die Menschen, die hier auf dem Podium sitzen oder überhaupt einen anderen Lebensstil pflegen. Ich glaube, diese drei Basisressourcen sind wiederum die Voraussetzung dafür, dass Kunst, Kultur und Wissenschaft Basisressourcen für Berlin sein können.

Volker Hassemer: Vielen Dank Herr Wesener, Frau Böck.

Christophe Knoche: Das wäre auch auf meiner Liste die Nächste gewesen: Wir sind sehr gespannt Frau Böck.

Volker Hassemer: Wie geht's Ihnen, wenn Sie das alles hören?

Luisa Böck: Mein Vorredner hat da viele Dinge angesprochen. Kunst, Kultur und Wissenschaft - dahinter liegt die Basisressource Mensch. Ich repräsentiere in dem Kontext der „Human Resources“ die studentische Hilfskraft, die studentischen Hilfskräfte in Berlin. An elf Berliner Hochschulen und Unis nehmen ca. 8000 studentische MitarbeiterInnen gerne und vor allem preisbewusst teil an der Arbeit, die an diesen Einrichtungen geleistet wird. An den Kunsthochschulen, sowie aber auch an den Sozial-, Geistes-, Natur- und Ingenieurwissenschaften treiben diese Studierenden nicht nur die Forschung und die Lehre kräftig mit an. Das betrifft den Kernbetrieb der Lehre, der ohne viele Tutorinnen und Tutoren kaum aufrecht zu erhalten wäre, ebenso wie die Mitarbeit in hunderten verschiedenen Forschungsprojekten. Aber auch der zweckentfremdete Einsatz von studentischen Hilfskräften zum Beispiel in der Bereitstellung und Pflege der technischen Infrastruktur und Unterstützung der Verwaltung. Und das die wissenschaftlichen Bibliotheken dieser Stadt auch abends und am Wochenende allen Interessierten als Lern- und Arbeitsorte zur Verfügung stehen, das liegt fast ausschließlich an den studentischen Beschäftigten, denn sie sind so ziemlich die Einzigen, die zu diesen Zeiten dort arbeiten. Aber auch gerade da, wo die Wissenschaft sich im besonderen Maße für die Zivilgesellschaft öffnet – und mit diesen Federn schmücken sich die Hochschulen besonders gerne – da sind es die Beschäftigten und vor allem die studentischen Beschäftigten, die die Arbeit leisten. Ich möchte ein paar Beispiele nennen. Beispielsweise gibt es ein Citizen Science Projekt für geschützte Wildpflanzen, das wird fast nur von studentischen Beschäftigten betrieben. Genauso wie an Geflüchtete gerichtete Programme, etwa ein Sprach-Café, oder auch die Entwicklung eines Bachelor-Studienmoduls zur Existenzgründung und Selbstständigkeit; auch bei solchen Projekten sind Studierende maßgeblich beteiligt als Mitarbeitende. Das diese Projekte überhaupt durchführbar sind, und das unter Verwendung bereits unzureichend gewährter Drittmittel, liegt nicht zuletzt daran, dass der Preis für die Human Ressource „Studentische Beschäftigte“ immer noch derselbe ist, wie vor 17 Jahren, denn so lange wurde der Lohn, den wir für unsere Mitarbeit erhalten, nicht erhöht. Im Gegenteil - im Jahr 2004 haben die Hochschulen uns das Weihnachtsgeld ersatzlos gestrichen, also ein Gewinn für die Stadt und für die Uni-Sparpolitik, aber ein Reallohnverlust von fast 30 % für die angestellten Studierenden. Geht man so mit den sozialen Ressourcen um? Die Frage ist

ja für uns heute, welche Unterstützung brauchen die TreiberInnen? Die Tarifvertragsinitiative der studentischen Beschäftigten TVSTUD hat sich dazu ausführlich Gedanken gemacht in 14 Forderungen für die nahe Zukunft. Zum Beispiel ein Lohn, der mit den rasanten Mieten der Stadt Schritt hält. Zum Beispiel auch, dass unsere Arbeitgeber nicht nur den Vorteil gern mitnehmen, für studentische Beschäftigte im Normalfall nichts in die Krankenversicherung einzahlen müssen, sondern auch Verantwortung für die Kehrseite dessen übernehmen. Wir erhalten nämlich kein Krankengeld und fallen nach sechs Wochen Krankheit ins Nichts, obwohl wir sehr wichtig sind in unseren Tätigkeiten, die wir für die Einrichtungen leisten. Und zum Beispiel fordern wir auch Beschäftigungssicherheit, Gleichstellung mit anderem Hochschulpersonal. Etwa im Urlaub bekommen wir vier Tage weniger als die anderen Kollegen, die mit uns zusammen im selben Büro sitzen. Aber auch Schutzbestimmungen für studentische Hilfskräfte. Das ist für uns der Inbegriff von sozialem und gesellschaftlichem Fortschritt, darum geht es heute ja auch. Abschließend: aus unserer Sicht, also aus der Sicht der studentischen Beschäftigten, die sich da aktiv einbringen, sollte die Stadt Berlin insbesondere an den Bildungs- und Forschungseinrichtungen zukünftig eine Vorbildfunktion einnehmen, denn Hochschulen können ihrer gesellschaftlichen Aufgabe nur unter forschungskooperativen statt konkurrenzorientierten Bedingungen, sowie unter der fairen und gerechten Nutzung der Basisressource Mensch nachkommen.

Christophe Knoch: Vielen Dank. Und das hört dann bei der Universität nicht auf. Sobald das professionelle Leben beginnt, ist es vor allem im Kunstbereich und in der Wissenschaft sehr ähnlich, dass sich das davor setzt. Herr Scherer, Sie haben eines der wichtigsten Plattformen in Berlin, das Haus der Kulturen der Welt, eines der wichtigsten Diskursplattformen. Was ist Ihr Statement dazu?

Bernd M. Scherer: Ja, ich möchte mit einem Beispiel von beginnen, das ein bisschen anschließt an das, was Herr Zöllner erläutert hat. Hito Steyerl hat letztes Jahr im September im Haus der Kulturen der Welt im Kontext der Hurrikane-Season in den USA gefragt: „Wo ist eigentlich Ground Control?“ Wo laufen die Informationen über die Welt zusammen, wo ist das Wissen, was wir über die Welt haben gebündelt? Ground Control ist in Houston, Texas. Das Problem war nur, dass Houston, Texas, unter Wasser stand und zwar auf Grund von Klimaveränderungen, auf Grund von Klimawandel. Das zeigt was, was die Ambivalenz, die Herr Zöllner aufgezeigt hat, von wissenschaftlicher, technologischer Entwicklung. Wir sind Gesellschaften, die mehr und mehr definiert werden durch technologische Transformation, die wiederum angestoßen sind von Naturwissenschaften und anderen Wissenschaften. Und das sind Entwicklungen, die sich immer mehr der Kontrolle der Subjekte eigentlich entziehen. Und sogar auch der Akteure, die diese eigentlich untersuchen. Und da setzt mein Punkt an, wo ich denke, dass es nicht nur um die Rolle von Kunst, Kultur und Wissenschaft geht, sondern auch um den Zusammenhang dieser drei Gebiete. Ich denke auch, dass das, was ich so kurz jetzt am Beispiel Houston, Texas, analysiert habe, die Grundlage für Rechtspopulismus in unseren Gesellschaften ist. Das mehr und mehr Menschen, selbst aus der Mittelschicht, den Eindruck haben, sie sind nicht mehr Akteure in den Prozessen, die sie bestimmen. Und das ist, glaub ich, die große Herausforderung, vor der wir stehen. Und die Frage ist, in welche Richtungen können Lösungen für dieses Problem angegangen werden? Und auch da hat aus meiner Sicht Herr Zöllner einen ganz wichtigen Punkt genannt: Nämlich während Wissenschaft mit den Disziplinen auf Objektivierungsverfahren abzielt, ist die Rolle der Kunst sozusagen die Rolle von Subjekten - die Rolle auch von sozialen Prozessen in diesen Prozessen zu artikulieren, zum Ausdruck zu bringen. Und ich denke, dass, da wir natürlich nicht aus diesen Prozessen herauskommen - natürlich wollen wir nicht Technologien aufgeben - eine ganz neue Form der Zusammenarbeit zwischen Kunst, Kultur und Wissenschaften und Technologieentwicklung vor allem brauchen, die so gestaltet ist, dass sie sogar

schon in der Entwicklung der Technologien von der Welt, der Vision, die wir haben, der subjektive Anteil eine große Rolle spielt und damit die Künste eine große Rolle spielen. Heute läuft in der Regel Wissenschaftsvermittlung so, dass die Wissenschaften etwas entwickeln, und dann sind Kulturinstitutionen da, um das Wissen sozusagen der Bevölkerung weiterzugeben. Darin steckt aber ein Grundproblem, weil die Bevölkerung, sozusagen der Betroffene dieser Entwicklung, ist in der Entwicklung dieser Produkte, die die Wissenschaften anzubieten haben, zunächst mal gar keine Stimme hat. Sie werden nur am Ende dieser Entwicklung adressiert. Und ich glaube, dass das die zentrale Herausforderung ist, den Objektivierungsprozessen, die durch Wissenschaften und Technologien stattfinden, Subjektivierungsprozesse parallel zu stellen, die ganz neue Entwicklungen anstoßen, so dass wir auch ganz neue Formen von Gesellschaft entwickeln und da, denke ich, ist Berlin exzellent aufgestellt, weil sie sowohl im Wissenschaftsbereich, wie auch im Technologiebereich – wenn ich auch die neuen Technologien von der synthetischen Biologie über Digitaltechnologien, aber auch die Künste sehe, die in Berlin eine große Rolle spielen und da brauchen wir ganz neue – nicht Plattformen – sondern Probestadien, auf denen erprobt wird, was die neue Gesellschaft eigentlich sein soll.

Christophe Knoch: Und ist Berlin als Stadt ja vielleicht nicht genau der Raum, wo die Entfremdung nicht der Produktionsmitteln, sondern von den „Lebens“mitteln diese Verdichtung erreichen kann? Wo die Nähe zwischen Wissenschaft und Kunst genau dies erreichen kann? Jetzt haben wir viel gehört, jetzt sind wir interessiert an dem, was sie mit dazu beitragen wollen und würden noch ihre Stimme noch mit dazu hören. Wir haben zwei Mikrofone; Herr Hassemer und ich werden die jetzt einfach rumreichen und wieder mitnehmen.

Reinhard Schweppe: Vielen Dank, mein Name ist Reinhard Schweppe, ich arbeite mit in der Stiftung Zukunft Berlin und die bisherige Diskussion bringt mich eigentlich dazu, ein wenig gegen den Stachel zu lecken. Diese These „Kunst, Kultur, Wissenschaft für Berlin“ – dass das wichtig ist, völlig unbestritten, das sehe ich auch so. Da muss man investieren. Aber die These erscheint mir zu defensiv: ich glaube, es gibt andere Felder, um die man das noch erweitern muss. Ich möchte ein paar Beispiele dazu nennen. Also vorhin ist gesagt worden, dass die große Industrie, die nach 1945 hier weggegangen ist, nicht mehr wiederkommt - das glaub ich auch. Das sind aber die Traditionellen, Siemens und Deutsche Bank usw. Aber wir haben hier eine große Szene der Start-Ups. Die sind gekommen, ohne dass es eine nennenswerte Förderung durch den Staat hier gegeben hat. Die sind gekommen, weil sie das hier kreativ fanden, kreatives Umfeld, Wissenschaft usw. fanden sie gut – aber ich vermisse eine gezielte Förderung, da könnte man meiner Ansicht nach etwas machen. Zweitens, auch bei der Wirtschaft: Es ist, so wie ich das gelesen habe, inzwischen schick geworden, dass die traditionellen Industrien - also Energie, Elektro, usw. - anfangen, ihre Wissenschaftsabteilungen teilweise hierher zu bringen, weil gut bezahlte kreative Leute wollen auch in einem gut bezahlten kreativen Umfeld wohnen und nicht irgendwo in Essen oder so. D. h., auch dort fehlt mir eine gezielte Förderung. Weiterer Punkt – das ist jetzt nur die Wirtschaft, aber es gibt weitere Punkte, die mir eigentlich einfallen – wir leben hier in einem Raum, zwischen Frankfurt a.M. und Moskau gibt es kein Luftdrehkreuz. Jetzt weiß ich ja von unseren Versuchen hier, einen BER zu machen. Aber wer hat denn hier überhaupt daran gedacht, hier ein Drehkreuz zu machen? Ich war am Wochenende in Posen, da haben mir die Leute gesagt: Wenn ich nach Mallorca zum Urlaub fahren will, muss ich erst mal mit dieser Eisenbahn, die fährt 140 km/h, da bin ich in 3h von Posen in Berlin, dann gehe ich nach Tegel und dann flieg ich nach Mallorca. Weil es von Posen aus nicht geht. Wir reden hier von 100 Millionen Leuten, die in dem Bereich Ost-/Mitteleuropa sind – wo ist denn hier bitteschön die Förderung? Ich sehe, sie werden ungeduldig – einen weiteren Punkt noch

machen. Weil mich das aufregt. Weil die Kultur und Kunst und Wissenschaft können es doch nicht allein sein. Es gibt ein paar Bereiche, wo man etwas machen kann.

Christophe Knoch: Es tut mir leid, ich will keinem zu nahe treten, aber ich muss jedem das Mikrofon abnehmen, im Interesse der weiteren. Es wird übrigens dann eine Runde geben, wo sie noch einmal die Chance haben, das zu sagen, was sie für sagenswert halten.

Petra Gabriel: Guten Abend, mein Name ist Petra Gabriel oder besser gesagt ich bin Petra Gabriel, Schriftstellerin, und weil wir in der Wissenschaft tätig sind, sowas wie das Higgs-Teilchen im atomaren Universum. Vielleicht sogar eines, von denen, die ohne Masse sind und die man deswegen nur auf Umwegen feststellen kann. Ich lebe seit gut 10 Jahren in Berlin, habe einige Bücher geschrieben, bin auch im VS-Vorstand aktiv und hätte einen Vorschlag: Wenn wir jetzt schon von Kunst, Kultur und Wissenschaft als Basisressourcen reden, was halten Sie denn von einer verstärkten Zusammenarbeit? Ich z.B. würde total gerne an wissenschaftlicher Forschung mitmachen. Ich glaube nämlich, dass die besten Wissenschaftler, die es jemals gegeben hat, Querdenker waren. Dass es die Leute waren, die kreativ waren, die Phantasie hatten, die Vorstellungskraft hatten, die sich nicht an Plänen abgearbeitet haben. Ich will überhaupt nicht mehr Geld, aber ich will mitmachen, ich will teilhaben an Forschung. Wenn ich auf Geld gewartet hätte, hätte ich keines meiner Bücher geschrieben bisher. Aber lasst mich mitmachen, lasst mich mitentwickeln, lasst mich mit Ideen haben. Ich glaube, so können wir Zukunft auch gestalten und das kostet fast nichts.

Volker Hassemer: Herzlichen Dank! Herr Jorban –

Dirk Jordan: Guten Abend. Ich möchte gerne an die kritischen Anmerkungen zum Stichwort Basisressourcen anknüpfen. Ich bin vermutlich als Alt-68er ein bisschen zu sehr geprägt von dem, was wir in unseren Kapitalkursen so gelesen und diskutiert haben. Aber bei den drei Stichworten fällt bei mir sofort das Stichwort Überbau. Aber Basis, Mehrwertproduktion? – das sehe ich da nicht. Alleinstellungsmerkmal für Berlin, ja! Aber wenn es um die Ressourcenschöpfung geht, dann ist das, glaube ich, doch etwas abgeleitet. Ist es nicht etwas luxuriös, dass wir uns das nur vornehmen wollen? Müsste dann bei Wissenschaft Technik mitstehen oder muss ein anderes Wort als Basisressource dastehen? Also da, finde ich, ist es doch etwas schwierig. Ich finde, all das ist ein Treiber für die Entwicklung in Berlin, aber irgendwie müsste Berlin auch ein Teil zur Wertproduktion und Wertschöpfung – zur Mehrwertproduktion – beitragen.

Christophe Knoch: Vielen Dank! Dann haben wir hier die nächste Wortmeldung.

Uwe Hanf: Guten Tag, mein Name ist Uwe Hanf. Ich bin wissenschaftlicher Mitarbeiter am Studiengang Kulturarbeit in Potsdam an der Fachhochschule und lehre und forsche im Bereich Kulturmanagement/Kulturökonomie. Ich werde auch gerne noch einen Impuls geben – Denkipuls – zu dem Begriffspaar Ressourcen und Kultur und Wissenschaft. Ich habe mich auch erstmal daran gestoßen, bin aber bereit, es zu akzeptieren, von Ressourcen zu sprechen, wenn wir uns darauf einigen können, dass es zwei Arten von Ressourcen gibt. Die klassischen Ressourcen – klassisch auch aus dem Bereich der Ökonomie gedacht – das sind Ressourcen, die man braucht, gebraucht, aber auch verbraucht – Erdöl, Gold. Und wenn wir in diese Ressourcen investieren, werden sie immer weniger und irgendwann sind sie alle – Grenzen des Wachstums, echtes Problem. Dann gibt's Ressourcen wie Wissenschaft und Kultur. Wenn wir in die investieren, wird es mehr. Und zwar wird es nicht nur mehr, sondern unbegrenzt – es gibt keine Grenze des Wachstums. Jetzt diskutier ich mit meinen Studierenden immer und es gibt unterschiedliche Meinungen, aber meine Position ist es

inzwischen. Keine Grenze des Wachstums; eine Ressource, die immer mehr wird – das ist der erste super Vorteil dieser Ressource, wenn wir das denn als Ressource bezeichnen wollen. Zweiter Aspekt: der Mangel, die Begrenztheit der klassischen Ressourcen – dieser ersten Kategorie, die ich gesagt habe – ist ja das Menschheitsproblem. Irgendwann ist das alles zu Ende. Manches dauert länger, manches geht schneller. Was machen wir dann, wie überleben wir? Wie können wir also den Mangel, die Knappheit an vielen, vielen Ressourcen, die dann knapp werden kompensieren? Und die Antwort darauf ist wieder: Kultur und Wissenschaft. Die einzige Kompensationsmöglichkeit – die einzige damit auch Überlebensemöglichkeit.

Volker Hassemer: Vielen Dank! Herr Sappelt.

Sven Sappelt: Vielen Dank. Es ist klar, dass ich die These unterstütze. Insofern möchte ich mich dazu nicht weiter äußern, sondern gleich einen Schritt weiter gehen und die Frage, „was heißt das jetzt im Hinblick auf konkrete politische Ziele“. Da, glaube ich, haben Kunst, Kultur und Wissenschaft viel gemein und ich will drei Schlagwörter einbringen. Zwei davon sind schon einmal gefallen: Sicherung von Freiräumen, Durchlässigkeit forcieren und Kontinuität gewährleisten. Was heißt das konkret? Wenn wir über Freiräume sprechen, sprechen wir natürlich über konkrete Räume im städtepolitischen Sinne, aber wir denken natürlich auch über Zeit. Also gerade in der Exzellenzforschung geht es darum, überhaupt erstmal zeitliche Freiräume zu generieren. Es geht aber auch um verwaltungstechnische Instrumente, wie z.B. die Leistungs-Dings-Rechnung – also wo man auch die Frage stellt, ist der Apparat in der Lage, Freiräume innerhalb der Verwaltung zu generieren, die wiederum Kreativität ermöglichen. Zweites Stichwort Durchlässigkeit. Das wurde hier schon angesprochen. Wir brauchen eine größere Durchlässigkeit der öffentlichen Kultureinrichtungen, auch was die Zusammenarbeit mit der freien Szene angeht. Aber wir brauchen eine größere Durchlässigkeit der wissenschaftlichen Einrichtungen und nicht nur innerhalb der wissenschaftlichen Einrichtungen. Wir haben riesige Probleme mit dem Mittelbau. Der gute Mittelbau geht nach Amerika, genau aus dem Grund weil ihm Deutschland keine Perspektive bietet. Das ist kein Berliner Problem, das ist ein Strukturproblem der Universität. Und wir brauchen sozusagen eine Durchlässigkeit zwischen den verschiedenen Sektoren in der Politik. Das heißt, Kunst muss raus aus der reinen Kulturpolitik. Wissenschaft muss raus aus der reinen Wissenschaftspolitik. Wir müssen rein in den Dialog mit der Ökonomie, mit der Stadt usw. Eine Durchlässigkeit ist da sehr zentral. Und das dritte ist Kontinuität. Ich glaube, wir brauchen mehr Zeit. Die freie Szene muss raus aus dem Projektantragshorror. Der Kulturplan muss raus aus der Einjahreshaushaltsplanung und die Exzellenz muss raus aus den fünf Jahren. Das ist auch kein Zeithorizont für eine wissenschaftliche Aufbauarbeit. Das heißt, die zentralen Stichworte für mich sind Freiräume, Durchlässigkeit und Kontinuität. Das ist für mich die politische Agenda für Kunst, Kultur und Wissenschaft.

Christophe Knoch: Vielen Dank! Wir haben jetzt hier noch zwei Wortmeldungen und dann würde ich einfach mal mit der ersten anfangen.

Andreas Jähnig: Mein Name ist Andreas Jähnig. Ich bin Vorsitzender der Fachgruppe Bildende Kunst in ver.di. Ich würde gerne was für meinen Bereich Bildende Kunst sagen. Es ist ja hier sehr deutlich angesprochen worden - die Zweckfreiheit der künstlerischen Betätigung. Es ist ein Thema, was wir schon 15 Jahre an allen möglichen Stellen einfordern und ich freue mich, dass das jetzt wieder in so einem großen Podium thematisiert wird. Zwei grundsätzliche Dinge: Ich störe mich immer daran, dass künstlerische und wissenschaftliche und Lehrarbeit mit dem Begriff Förderung bedacht wird. Wenn wir uns einig sind, dass diese Tätigkeiten für die Gesellschaft wichtig sind – genauso wie ein

Politiker wichtig ist, oder ein Bürgermeister wichtig ist – da spricht auch kein Mensch von Förderung, obwohl ein Bürgermeister letztendlich auch nichts produziert, was auf irgendeinem Markt irgendwas generieren würde. Also wenn wir das anerkennen und sagen, OK, das ist für die Gesellschaft eine wichtige Tätigkeit, dann sollten wir sie einfach bezahlen und nicht fördern. Und was Lehre und Forschung angeht: ich hab da leider auch so meine Erfahrungen gemacht – der Mittelbau existiert ja im Prinzip nicht mehr. Wir haben viele junge Doktoranden. Wir brauchen die nicht woanders herzuziehen, sondern wir müssen ihnen einfach nur eine Chance geben, dort, z.B. eben hier in Berlin, das zu tun, wofür sie ausgebildet sind, wofür sie motiviert sind. Ich meine Leute von anderen Regionen abziehen bedeutet eben wirklich Leute aus anderen Regionen abziehen. Besser wäre es, wenn wir uns auf das besinnen, was in dieser Stadt ist und da haben wir weiß Gott reichlich, auch im Hochschulbereich. Und momentan ist es so, dass die Leute eher aus der Stadt weggetrieben werden - nicht nur im Kunstbereich, sondern eben auch in der Wissenschaft, wo Leute ins Ausland gehen müssen, weil es hier eben keinen Mittelbau gibt. Und das würde ich mir wünschen, dass diese Themen mehr in diese Richtung diskutiert werden. Und was jetzt die Künstler konkret, also die bildenden Künstler angeht – natürlich wäre es toll, wenn wir mehr Lehraufträge an den Hochschulen hätten. Die Studienqualität leidet enorm unter dem fehlenden Mittelbau. Also das ist nicht nur in der Kunst so, sondern, glaube ich, wie es gesagt wurde, durchgängig so. Ansonsten die Ankaufsetats der großen Sammlungen, Kunstanbau. Also die Stichworte könnte man aneinanderreihen. Die hätten es alle dringend notwendig, aufgestockt zu werden und nicht als Förderung, sondern als das, was sie sind: als Notwendigkeit für die Stadt. Vielen Dank.

Christophe Knoch: Dann gebe ich gleich weiter.

Martin Trefzer: Guten Abend. Mein Name ist Martin Trefzer, ich bin wissenschaftspolitischer Sprecher der AfD-Fraktion im Abgeordnetenhaus und auch Vorsitzender dort im Ausschuss für Wissenschaft und Forschung. Ich muss sagen, so mehr ich heute Abend hier zugehört habe, desto skeptischer bin ich doch geworden, was die Verbindung zwischen Wissenschaft auf der einen Seite und Kunst und Kultur auf der anderen Seite als Basisressource anbelangt. Ich denke, was Herr Stock hier ausgeführt hat, ist weitgehend d'accord und common sense in der Wissenschaftscommunity in Berlin – eben das Bekenntnis zum Wissenschaftsstandort Berlin - dass wir Arbeitgeber nach Berlin locken müssen, einen Schwerpunkt legen müssen auf Ausgründungen aus den Universitäten in die Wissenschaft und all die Dinge, die Sie ausgeführt haben. - Ich sehe jetzt da nicht unbedingt so eine enge Verbindung zu dem, was beispielsweise Frau Behrens sehr zugespitzt gesagt hat. Also ich sag jetzt mal so ein Art holistisches Kunstverständnis. Also sie sagten, Frau Behrens, Kunst müsse in ihrer Bedeutung unbedingt anerkannt werden. Ich glaube, es wurde auch gesagt, jedes Haus müsse Kunst sein. Ich hab da so meine Zweifel, ob die Kunst tatsächlich – Kunst und Kultur tatsächlich – so stark verwoben sind mit Wissenschaft und Gesellschaft. Wenn man da vielleicht mal ein bisschen selbstkritischer wäre an der Stelle, würde man vielleicht sehen, dass Kunst und Kultur da auch sehr stark abgehoben sind und teilweise überhaupt nicht verwoben sind mit der städtischen Gesellschaft. Und Wissenschaft ist natürlich ein ganz ganz breiter Bereich. Vielleicht noch ein Aspekt, über den ich mir Gedanken mache. Die Freiheit der Wissenschaft ist einfach auch ein Kernelement und die Grundlage für freiheitliche und gesellschaftliche, für gesellschaftliche Freiheit überhaupt. Und da muss ich ehrlich sagen, mache ich mir ein bisschen Sorgen, was die Freiheit der Wissenschaft anbelangt. Es gibt doch gerade auch in den Geisteswissenschaften so einen Trend auch zur Unduldsamkeit. Wenn sie da beispielsweise jetzt an die Debatten um Jörg Baberowski oder Münkler denken im geisteswissenschaftlichen Bereich, die ganz massiv eingeschüchert worden sind. Da werden Hochschulgruppen aktiv, die versuchen, diesen Professoren irgendwie ihre Grundlage zu

entziehen. Und da, denke ich, sollten wir doch ein bisschen ein Augenmerk drauf legen und nicht immer nur wohlfeil darüber reden. Das muss auch erkämpft werden diese Freiheit der Wissenschaft. Und ich wollte auch nochmal an Frau Vanackere sagen - sie müssen keine Angst haben vor der AfD. Wir freuen uns über kritische Kunst, aber wir sind natürlich auch in der Auseinandersetzung und erlauben uns auch mal eine abweichende Meinung an der einen oder anderen Stelle.

Volker Hassemer: So richtig weiß ich jetzt nicht, was wir machen sollen, aber interessant war es doch. Sie haben das Wort.

Vera Morgenstern: Vielen Dank. Ich bin Vera Morgenstern und Vorsitzende des Kulturausschusses des Bezirkes Mitte. Manchmal, wenn ich allzu viel Arbeit habe, dann wünsche ich mir, dass Kunst und Kultur nichts mit der Gesellschaft zu tun hat, aber nicht wirklich im Ernst. Also Fakt ist, dass die Arbeit der Bezirksverordnetenversammlung und des Bezirkes Berlin, also der Stadt, sehr viel mit Kunst und Kultur zu tun hat und für diese auch die notwendigen Voraussetzungen schaffen muss. Zum Beispiel ist ja sehr akut und sehr auf der Tagesordnung im Moment die Aufgabe des Bezirkes, die Vernichtung von Ateliers, die im Bestand z.B. der städtischen Wohnungsbaugesellschaften sind und in den Künstlerinnen und Künstler seit Jahrzehnten im Wechsel arbeiten und das in unserem Interesse auch in den nächsten Jahrzehnten noch tun können sollten, damit Kunst und Kultur – Entschuldigung – nicht nur auf die drei oder zehn Figuren reduziert wird, die wir da vielleicht immer mal im Fernsehen sehen und ihre Plastikbällchen für eine Million Euro verkaufen. Kunst und Kultur ist Bestandteil des kommunalen Lebens. Wenn es das nicht ist, bekommen wir alle ein riesiges Problem. Gehen Sie mal allein durch Mitte – dafür kann ich nur sprechen, in anderen Bezirken ist es bestimmt genauso – es gibt da städtische Galerien, in denen Schulklassen hingehen, um da Zugang zur Geschichte der Kunst und Kultur, zur Aufgabe von Kunst und Kultur, für die Verbindung des Alltags und des Arbeitslebens zu unterstützen, was die Schulen alleine nicht können. Da können auch Künstlerinnen und Künstler ausstellen, die eben nicht im Fernsehen sind. Also Ateliers, diese städtischen Galerien und – fragen sie mal die Senatsverwaltung, aber ich kann ihnen das für den Bezirk sagen – wir haben auch öffentliche Gelder, mit denen wir Mikroprojekte fördern. Und diese Mikroprojekte sind nicht nur in Ateliers, sondern deren Inhalt, also das, was die machen, das bestimmen wir als Gesellschaft, dann finanzieren wir die dafür auch ein bisschen. Und natürlich bestimmen wir als Stadt, als Bezirksverordnetenversammlung, also als Stadt, dass da Kunst und Kultur gemacht wird, um Leute zu erreichen, die sonst nicht erreicht werden mit Kunst. Und letzter Satz: mit Kunst und Kultur kann man nämlich auch den Zugang zu Menschen herstellen. Wenn ich das mal sagen darf. Da finanzieren wir Projekte. Das ist firmiert unter Kunst und Kultur, dass dazu ausgebildete Menschen in die Kneipen gehen und da nach Programmen Leute ansprechen und die versuchen, für die Gesellschaft zu gewinnen. Konnte jetzt nicht alles sagen. Dankeschön!

Vielen Dank aber trotzdem! Notker Schweighardt.

Notker Schweighardt: Ich mach es auch ganz kurz. Notker Schweighardt, Grüner Abgeordneter im Abgeordnetenhaus. Mein naheliegender Formulierungsvorschlag: vielleicht könnte man ja einfach sagen, Kunst, Kultur und Wissenschaft sind die erneuerbaren Energien der Gesellschaft.

Christophe Knoch: Immer für ein pointiertes Wort gut.

Volker Hassemer: Ich hätte es an diesen Schuhen sehen müssen. Wir haben das alles aufgezeichnet, was Sie gesagt haben. Wir werden dann vielleicht diesem und jenem auch daran halten aber uns auch selbst daran halten. Mein Vorschlag ist, dass wir jetzt noch eine ... War noch eine Meldung,

habe ich noch eine Meldung übersehen? - Entschuldigung. Und dann wissen Sie aber, sie können sich schon aufrecht setzen. Es gibt dann für Sie die Gelegenheit, etwas zu sagen. Frau Vanackere, da wussten wir, dass Sie wegmüssen, Alles Gute! So, bitte sehr -

Herbert Lohner: Herbert Lohner vom BUND, also dieses linke Logo da oben. Mir fehlt in dem kleinen Text der Bürger, also der kommt da drin nicht vor. Das ist alles sehr selbstbezogen. Und einige Leute haben schon gesagt – also ich glaube ein zentraler Aspekt ist Zusammenarbeit. Also das kann man in der Partizipation oder in der Wissenschaft unter „citizens science“ subsumieren. Also ich glaube, das ist eine gesellschaftliche Entwicklung, – auch getrieben durch die neuen Medien vielleicht – die sowohl die Wissenschaft und Kunst und Kultur zunehmend berät habe ich das Gefühl. Dass es gar keine Zusammenarbeit gibt, glaube ich gar nicht so sehr. Also in Berlin kenne ich zwei Institutionen, die da vorbildhaft oder federführend sind. Das eine ist das Haus der Kulturen der Welt – Herr Scherer sitzt ja hier – und das andere ist das Naturkundemuseum. Also wir haben beim BUND Entwicklung gerade auch eine gemeinsame Strategie mit dem deutschen Kulturrat, also auf der deutschen Bundesebene. Und ich habe Herrn Wesener auch nachvollziehen können als ich den letzten Satz gelesen hab. Staatliche Förderung ist notwendig, die ist grundsätzlich notwendig. Es klang natürlich immer das *mehr* durch. Aber diese Forderung allein ist eigentlich zu wenig. Also dem Text fehlt so ein bisschen so eine Art Selbstverpflichtung.

Volker Hassemer: Ja, vielen Dank! Das erlaubt mir jetzt noch einmal eine Eingangsfeststellung an das Podium zu richten. Aus der Arbeit, die wir ja gemeinsam gemacht haben, ist dieses Thema der notwendigen Zusammenarbeit, also sich zu öffnen, sich einzulassen – auch auf die Energien anderer, nicht nur innerhalb der Wissenschaft, sondern auch der Gesellschaft. Das war für uns, wenn ich das richtig erinnere, ein Schlüsselbegriff. Das will ich nur nochmal sagen, bevor es einer von euch vergisst. Jetzt Jürgen Zöllner.

Jürgen Zöllner: Ich möchte kurz zwei Sachen aufgreifen zu dem, was Herr Wesener gesagt hat. Ich glaube, das ist ein unheimlich interessanter Aspekt. Es ist sogar der entscheidende Aspekt, weil so, wie ich es verstanden habe, ist: wenn es einen Konsens in dieser Stadt gibt, dass diese beiden oder drei Bereiche die zentrale Ressource sind, hat das nicht primär alleine Konsequenzen auf diese Bereiche – dass die mehr Geld kriegen oder dass deren Probleme mit dem Mittelbau gelöst werden müssen, die müssen sowieso gelöst werden, da muss man sich kümmern. Wenn das aber die Vision für diese Stadt ist, hat das aber gerade Auswirkungen auf die anderen Politikbereiche. Ich will jetzt nur aus dem Stand drei oder vier Beispiele sagen, wobei man sich jetzt über die Beispiele unheimlich streiten kann. Da kommt es mir gar nicht darauf an. Beim Problem Wohnungsbau: Und wenn diese Stadt die Vision hat, es ist die Stadt von Wissenschaft und Kultur und Kunst, wird man, wenn man sich entschieden hat, dass man Geld in die Hand nimmt, um neue Wohnung zu bauen eben sagen: „Ok, dann müssen wir schwergewichtig möglichst viele Studentenwohnungen bauen“, weil dieses natürlich den gleichen Effekt hat, wie wenn wir andere Wohnungen bauen, dass der Wohnungsmarkt entspannt wird. Aber wir tun auch noch etwas zusätzlich für unseren Schwerpunkt Wissenschaft. Zum Beispiel, dass man sagt, ich versteh nichts vom Wohnungsbau. Aber der Senat verpflichtet sich bei einem Hochhaus am Alexanderplatz zehn Stockwerke - wenn das Studentenwohnungen sind - für 20 Jahre zu mieten und da kriegt man auch einen Investor her, dass das gebaut wird und das verändert die Welt auf einen Schlag. Und das ist eben dann der Fall, wenn es Schwerpunkt ist. Oder aber ein anderes Beispiel: Wenn man sagt, die müssen zusammenkommen – Kultur und Wissenschaft - dann ist eine Diskussion über den Flughafen Tempelhof über eine sinnvolle Weiternutzung dieser Dinge plötzlich was ganz anderes. Weil man dann tatsächlich etwas für die Zusammenarbeit tun

könnte. Oder mir fällt spontan ein drittes Beispiel ein - wenn das so wichtig ist. Man muss etwas für ein besseres und weiter verbessertes Gesundheitssystem hier in Berlin tun und brauchen mal ein Gesamtkonzept. Na und dann wird man sagen, OK, wenn wir das schon machen – und der größte Krankenträger ist in staatlicher Hand in der ganzen Bundesrepublik, also Bundesland, müssen wir mal gucken, ob man nicht die Zusammenarbeit von Vivantes und der Charité unter Einbeziehung der ambulanten um das Zunehmen ambulanter Krankenversorgung in dieser Republik, in Berlin, besser abdecken zu können, auch so nutzen können, dass letzten Endes – in der Medizin spielt das eine unheimlich große Rolle – größere Patientenkohorten eine Rolle spielen damit die Gesundheitsstadt da ist. Genau das, was sie schön formuliert haben im Umdrehen, ist im Grunde genommen inhaltlich der Punkt. Kurze Bemerkung zur Zusammenarbeit, die auch Herr Scherer erwähnt hat. Natürlich ist das Geheimnis, dass der kreative und der innovative Bereich nur kommt, wenn beide zusammen arbeiten. Und da gibt es Beispiele. Übrigens: die Einstein Stiftung ist die einzige Stiftung, die Wissenschaftsförderung betreibt und eben auch künstlerische Vorhaben innerhalb dieser Bereiche unterstützt, sodass sogar eine Graduiertenschule dadurch ermöglicht worden ist, die sonst gar nicht da wäre. Aber auch das muss man dann aktiv fördern in der Zusammenarbeit auch an Orten und durch Mittel.

Volker Hassemer: Vielen Dank Jürgen Zöllner! Herr Richter –

Andreas Richter: Ja, ich möchte bei einem, wo wir sicher alle sehr schnell übereinstimmen, wie wichtig Kunst, Kultur, Wissenschaft ist für die Stadt – Basisressource und so weiter – doch einmal auf die Gefahr hinweisen oder auf ein Problem, an dem man wirklich was tun muss. Es sind ja schon viele Dinge gesagt worden, wo man was tun muss, wo nicht nur einfach das Statement „Kunst, Kultur, Wissenschaft sind die Basisressourcen“ genug ist. Das ist erstmal eine Behauptung. Ich könnte auch sagen, es ist Wunschdenken oder eine Utopie. Wenn man gleichzeitig sieht, dass in Vergleichstests z.B. in den Schulen Berlins Berlin ziemlich hinten dran ist, muss man sich doch die Frage stellen, geht da die Schere weiter auf? Wir haben hier einige Wissenschaftler, die dann, weil es international attraktiv ist, hierherkommen; die Künstler der Welt kommen hierher. Gleichzeitig fällt der Kunst- und Musikunterricht an den Berliner Schulen dauernd aus. Also wie schaffen wir es, diese Schere wieder zusammenzukriegen, dass die Bevölkerung – „der Bürger“ wurde gesagt, hab ich vorhin ja auch schon erwähnt – teilhat an diesem. Das ist die Basisressource. Wie schaffen wir es, dass das nicht nur etwas ist, was dann letztlich doch für die Regierungsstadt schön ist, für den Tourismus und all diese Dinge, sondern dass es gelebt wird von der ganzen Stadt. Und dass es anschlussfähig ist für den – jetzt ganz blödes Wort – „normalen Bürger“, den gibt es ja gar nicht – aber für so viele Bürger, wie möglich. Und nicht, dass das Gegenteil passiert. Und wenn Berlin das behauptet, muss sich in Berlin, glaube ich, sehr viel ändern, damit das überhaupt ein gesellschaftlicher Konsens bleiben kann, weil sonst die Argumentation in ganz andere Richtungen gehen wird. Da will ich nochmal stark darauf hinweisen. Das muss gelebt werden und darein muss investiert werden an der Basis, in der Bevölkerung, in den Bildungseinrichtungen – wo Sie wollen – überhaupt. Danke!

Volker Hassemer: Wollte nur mal mit dem „grundlegend ändern“ – das ist ja der Anlass, dass wir über sowas, wie den großen Aufwand eines Berlin-Forums nachdenken. Weil wir glauben, die Stadt ist gut beraten, an bestimmten Stellen grundsätzliche Änderungen miteinander zu vereinbaren - nicht nur von oben zu verordnen, sondern miteinander zu vereinbaren. Ich habe jetzt zwei Wortmeldungen, und habe eine dritte Wortmeldung, eine vierte, und wir beginnen mit den kurzen Wortmeldungen, denn die da hier sitzen dürfen eine Minute länger reden. Frau Broer -

Franziska Broer: Vielleicht, um noch mal auf Sie zurückzukommen, und weil vorhin die Forderung auch war, Wissenschaft muss ja dann auch was zurückgeben, und zwar nicht nur wissenschaftliche Ergebnisse, sondern vielleicht auch in den verbindenden Elementen. Die Wissenschaftseinrichtungen – zumindest in unserer Organisation – haben alle vor Jahren angefangen, Schülerlabore einzurichten. Also ein Teil Ihrer Ressourcen nehmen und Lehrer in die Forschungsorganisationen – also mit dem pädagogischen Hintergrund zu holen und Kindern Naturwissenschaften näher zu bringen. Und wir haben hunderttausende Schüler da schon jetzt in den letzten Jahren durchgeschleust. Wir fördern aktiv mit einem großen Teil unserer Ressourcen – also die Helmholtz-Gemeinschaft immerhin mit sechs Millionen Euro – das Haus der kleinen Forscher, wo es darum geht, Experimente zu entwickeln, die wir in die Kindergärten tragen. Und ich glaube, wir haben jetzt über 15.000 Kindergärten in der Republik schon erreicht damit – das Haus der kleinen Forscher sitzt ja auch in Berlin – um eben auch da die frühkindliche Bildung zu begleiten. Wir investieren viel in die Ausbildung und wahnsinnig viel in die Nachwuchsförderung, machen auch viel im Mittelbau. Anders als die Universitäten haben wir da vielleicht auch irgendwo die verlässlichere oder langfristige Förderung, um das auch verlässlich tun zu können. Und wir gehen auch neue Wege, wenn es darum geht mit der Kultur zusammenzuarbeiten, indem wir z.B. mit dem Berliner Ensemble ein Theaterstück gemeinsam machen, um zu diskutieren, OK, was ist da vielleicht die biologische Komponente bei bestimmten Dingen und was die Eigenverantwortung. Wir sind uns dessen auch bewusst. Wir liefern nicht nur Ergebnisse, sondern wir haben vielleicht darüber hinaus auch noch andere Aufgaben und ich will nur sagen, wir wissen das und versuchen das auch wahrzunehmen.

Volker Hassemer: Vielen Dank Frau Boer! Herr Scherer –

Bernd M. Scherer: Ich will noch einmal den Punkt starkmachen, dass die Stärken der Entwicklung der letzten hundert Jahre – wenn man so nennt – gleichzeitig auch das Problem in der heutigen Situation sind. Die Stärke war einmal, die Ausdifferenzierung von Wissen und damit die Fragmentierung von Wissen. Also wir versuchen ja – der Kollege hat es gesagt von BUND – seit Jahren überhaupt Gespräche zwischen Naturwissenschaftlern, Geisteswissenschaftlern, Kulturwissenschaftlern herzustellen. Das sind Kulturen, wo überhaupt keine Verständigung über den Gegenstand, über den man da redet, herzustellen ist. Da brauchen Sie Jahre einer vertrauensvollen Zusammenarbeit, um überhaupt einen Rahmen eines gemeinsamen Gesprächs herzustellen. Also das sollte man sich nicht zu einfach vorstellen, weil die gesamte Entwicklung der letzten hundert Jahre – wie gesagt, auch mit ihren Stärken – auf Differenzierung, Fragmentierung usw. ausging. Die Herausforderung daraus ist, nochmal zu sagen, wir brauchen genau dieses Neue, wir brauchen diese neue Form von Zusammenarbeit. Der zweite Aspekt, den muss ich schon auch noch sagen, und das ist eine Entwicklung der letzten 50, 60 Jahre, ist, dass Wissen – und vor allem natürlich in den Naturwissenschaften aber auch in Sozialwissenschaften, Geisteswissenschaften – immer direkt im Hinblick auf seine Anwendung gefragt wird. Und natürlich die Rhythmen der Technologieentwicklung immer schneller werden. Das heißt, sowohl die Wirtschaft, aber auch die Wissenschaftler werden immer schneller getrieben sozusagen, neue Erkenntnisse direkt umzusetzen in Objekte - verkaufbare Objekte. Und das hat zur Folge, dass diese Entwicklung, die die Treiber der Transformationsprozesse sind, im gesellschaftlichen Diskurs entzogen ist. Das heißt, wir brauchen neue Formen sozusagen, wie diese Entwicklungen überhaupt dem gesellschaftlichen Diskurs zugeführt werden können. Und da sehe ich wirklich die politischen Probleme. Dass wir permanent – und Finanzkrise ist eine, diese Finanzprodukte, die entwickelt wurden, natürlich Energieproblematik wie Fukushima – das sind ja alles Infrastrukturen, die geschaffen worden sind jenseits des politischen Diskurses, die aber unsere Gesellschaften prägen und Konflikte erzeugen - permanent.

Volker Hassemer: Vielen Dank! Herr Gentz –

Manfred Gentz: Dankeschön! Ich möchte ein Thema aufgreifen, das indirekt inzwischen mehrfach angesprochen worden ist – nämlich ein potentieller Konflikt zwischen Planung und Freiräumen. Es gibt keine Priorisierung, die man bewusst vornimmt, ohne dass dahinter ein Konzept oder eine Planung liegt. Wenn Sie Kulturförderung, Wissenschaftsförderung machen, glaube ich, muss man das immer in einem gewissen Rahmen planen. Die Kunst besteht darin, wenn wir davon überzeugt sind, dass Kunst, Kultur und Wissenschaft tragende Säulen unserer gesellschaftlichen Entwicklung sind – und ich glaube, das ist richtig. Wenn das aber der Fall ist, dann muss man mit der Planung, die notwendigerweise da ist, auch gleichzeitig die Freiräume mitplanen und muss versuchen, den Einfluss auf den Inhalt von Forschung, den Inhalt von Kultur, den Inhalt von Darstellung so klein, wie möglich zu halten. Das hat was mit unseren grundrechtlichen Freiheiten zu tun – das ist die eine Seite der Medaille. Auf der anderen Seite - jeder der Universitäten fördert, jeder der Wissenschaft fördert, bildet für bestimmte Fachgebiete auch Schwerpunkte und gibt keine vollkommene Freiheit. Das muss man auch wissen. Nur dem einzelnen Forscher in seinem eigenen Gebiet sollte man nicht reinreden und den einzelnen Künstlern auch nicht. Und das ist, denke ich, eine ganz, ganz schwierige Balance. Und vor allem für diese Freiräume muss man versuchen, die Bürger zu gewinnen, um zu verstehen, wie notwendig Kunst und Kultur sind für die Weiterentwicklung unserer Gesellschaft, weil nur dadurch, durch die Freiräume, die Kreativität aufrecht erhalten werden kann oder der Wissenschaft auch, Herr Stock, die notwendige Neugier, die den wissenschaftlichen Fortschritt, den Erkenntnisfortschritt treibt, kann sich nur eigentlich entwickeln, wenn der Freiraum da ist. Und wenn am Schluss etwas ganz anderes rauskommt, als das Ziel, mit dem man angetreten ist, dann ist das das Wesen von Wissenschaft.

Volker Hassemer: Vielen Dank! Herr Stock ist –

Christophe Knoch: Wollen wir vielleicht bevor wir ans Podium wieder zurückgeben noch eine Runde in den Saal machen?

Volker Hassemer: Bevor wir uns bis morgen früh .. die Runde hier auf dem Podium ist gerade zu einem gewissen Ende gekommen. Ich sehe allerdings noch, bevor ich Herrn Stock, aus meiner Sicht aus den letzten – sonst halten wir noch unsere temporären Versprechungen nicht ein – hab ich Ihre Wortmeldung, Dank der Aufmerksamkeit von Herrn Richter. Frau Vehstedt –

Astrid Vehstedt: Ich möchte gerne nochmal auf das zurückkommen, was aus dem Haus der Kulturen der Welt kam – die Plattform für neue Gesellschaftsmodelle. Das ist natürlich ein sehr interessanter Gedanke, aber gleichzeitig dachte ich eigentlich daran, was in unserer Gesellschaft gegenwärtig passiert und da gibt es ja gewisse Verwerfungen. Es gibt auch Radikalisierungen. Die Frage dabei ist, bei aller Zukunftsorientiertheit müssten wir uns auch überlegen, wie sprechen wir die Menschen an, die sich abgehängt fühlen, die wütend sind, mit denen man vielleicht Schwierigkeiten hat, den Dialog aufzubauen. Ich glaube, das ist ganz wichtig auch für zukünftige Entwicklungen, dass die nicht aus den Augen gelassen werden und sich eben nicht abgehängt fühlen und nicht zu einfachen Parolen und einfachen Modellen Zuflucht nehmen. Das wäre eigentlich auch noch eine Aufgabe an die Kunst und Kultur.

Volker Hassemer: Vielen Dank, Frau Vehstedt! Das abschließende Wort, wenn die Diskussion mit Herrn Gentz ein befriedigendes Ende erreicht hat, hat Herr Stock.

Günter Stock: Vielen Dank! Herr Scherer, ich stimme dem zu, was Sie gesagt haben, aber Ihr Wissenschaftsbegriff changiert ein bisschen. Wir sollten den deutschen Wissenschaftsbegriff beibehalten, wo alle Wissenschaften enthalten sind und eben nicht nur die Naturwissenschaften. Dann macht es die Sache leichter. Und die Frage ist zunächst einmal, ob wir es innerhalb der Wissenschaftsgemeinde schon schaffen, wieder dialogfähig zu werden. Denn dass Wissenschaft hochspezialisiert sein muss, ist eine Trivialität und von daher brauchen wir den innerwissenschaftlichen Dialog, aber auch natürlich mit Plattformen – nein, Sie nennen das nicht Plattformen, wie nennen Sie es?

Bernd M. Scherer: Also ich bin dagegen, eine Plattform zu sein. Wir sind ein Haus.

Günter Stock: Ich würde gerne noch einmal den Ressourcenbegriff verteidigen und zwar aus folgendem Grund. Was bedeutet es für mich, wenn wir es hier so verwenden? Wissenschaft und Kunst leben von einer Freiheit, die uns gewehrt wird, aber sie formulieren auch Freiheit und definieren täglich neu, was Freiheit ist und was Freiheit sein muss. Wissenschaft und Kunst sind konstitutiv, neugierig auf die Welt. Sie sind fähig und leiten an zur Reflexionsfähigkeit. Sie sind diejenigen, die eine prinzipielle Bereitschaft zur Veränderung haben und lernfähig sind. Schlichtweg – sie liefern Orientierungswissen, was von zentraler Bedeutung ist. Deshalb ist es eine Basisressource, die wir brauchen – gerade in modernen Gesellschaften. Lassen Sie mich Ihnen ganz kurz widersprechen. Wenn man lange genug im System drin steckt, hat man auch ein bisschen was gelernt. Die Start-Ups sind gekommen, unmittelbar nach der Wende, als Herr Diepgen und Herr Stolpe sich bereit erklärt haben, dass wir uns konzentrieren auf Cluster. Und damit hat die Firmengründung, vor allem im biologischen Bereich, begonnen. In einem Punkt haben Sie Recht. Bei der Digitalisierung ist es fast an der Politik vorbeigelaufen. Aber der Beginn war in der Tat ein starkes und klares politisches Bekenntnis zu dem, was Wissenschaft und Translation in die Industrie bedeuten soll. Lassen Sie mich einen Punkt machen zum Thema Wissenschaftsfreiheit. Zunächst einmal ist das innerhalb der Wissenschaft-Community Konsens, dann ist das Gott sei Dank richtig, aber wir sprechen hier nicht nur. Wir wollen die Stadtgesellschaft davon überzeugen, dass das, was wir wollen, eine gewisse Begründung hat. Das Thema Wissenschaftsfreiheit ist ein sehr delikates Thema, weil es anfängt bei der Frage, wie viel geben wir für neugiergetriebene Forschung aus und wie viel Effektivität wollen wir eigentlich von der Wissenschaft, aber auch von der Kunst letztlich haben. Eine Diskussion über Wissenschaftsfreiheit muss sehr subtil und sorgfältig geführt werden, denn noch profitieren wir davon, aber es gibt Tendenzen, wo wir tatsächlich – nicht nur in der Türkei und anderswo – sondern auch bei uns durchaus diskutieren können, ob wir noch diese große Freiheit in allen Feldern haben, die wir eigentlich brauchen und die die Wissenschaft tatsächlich auch einfordern muss. Vielen Dank!

Volker Hassemer: Meine Damen und Herren, ich denke, wir sollten es damit für heute Abend belassen und ich will nur zwei Dinge noch einmal aus meinem Zuhören und aus dem Wissen über die bisherige Vorbereitungsarbeit sagen. Es sind am Schluss - angedeutet noch von Herrn Zöllner, aber auch eingefordert jetzt von Frau Vehstedt. Wenn unsere These richtig ist, dass Kunst, Kultur und Wissenschaft nicht nur für sich – wie hier ja auch mit Recht diskutiert wurde – Förderungen verdienen, sondern dass sie wesentliche Bausteine für die Zukunft der gesamten Stadt sind, dann bedeutet das auch, dass sich Wissenschaft, Kultur, Kunst in all ihrer sehr – manchmal abgehobenen – freien Position in besonderer Verantwortung für die Stadt und für alles, was in der Stadt geschieht, sehen muss. Nicht dass die Politiker, Wissenschaft und Kunst die Aufträge verteilen und die Freiheit nehmen, sondern dass sie ihre Freiheit mit offenem Auge für die gesellschaftlichen Themen, die

alltäglich in der Stadt sehr viele Menschen umtreiben - offene Augen dafür haben. Dass sie also die Nähe, die Partnerschaft zu dieser gesellschaftlichen Wirklichkeit in neuer Weise herstellen. Das hat Herr Scherer auch angedeutet. Das ist für mich die zweite Konsequenz dieser Diskussion heute Abend. Aus dem, was er Ausdifferenzierung nennt - dass jeder also irgendwo das Seine macht und alle sich nicht verpflichtet fühlen mit dem Ehrenamt zusammenzuarbeiten und sich dafür auch zu öffnen – das muss dann so eine besondere Kompetenz, wie wir das bei Kunst, Kultur und Wissenschaft sehen, das muss diese Kompetenz berücksichtigen. Es geht dann nicht, den Luxus zu haben Kooperationen und damit das Eingehen auf andere nicht zu praktizieren, sondern es muss die Notwendigkeit akzeptiert werden, diese Kooperation zu leben. Übrigens nicht nur – das ist unser Thema, Herr Scherer – um die Ausdifferenzierung unter den Wissenschaften und zwischen Kultur und Wissenschaft zu beenden, sondern die Ausdifferenzierung gegenüber der Gesellschaft zu beenden. Es hilft der Gesellschaft auch noch nicht unbedingt, wenn ihre Wissenschaft und Kultur irgendwo zu neuen Höhen abhebt, sondern es muss die Verwobenheit mit den Nöten und aber auch dem Wissen, auch dem Können der Gesellschaft hergestellt werden. Und das ist letztlich der Grundpunkt unserer These. Das alles ist in Berlin so haufenweise zusammen, dass es jetzt vielleicht einer großen Anstrengung bedarf, das, was zusammen und nebeneinander ist, zu einer immer mehr gemeinsamen Anstrengung zu vereinen. Man braucht da nichts zu importieren, was in diese gemeinsame Arbeit hinein kommen soll, sondern man hat es schon in der Stadt – es muss nur ins Werk gesetzt werden. Insofern fühle ich mich mit unserer Grundthese - falls sie uns schriftlich doch irgendwann mal sagen, Sie hätten es doch noch mal überschlafen, es sei doch Quatsch – dann schreiben Sie uns oder sagen Sie es uns. Im Augenblick fühle ich mich vergleichsweise stark auch bestätigt in dem, was wir seit langen Monaten miteinander bereden – dieser Stadt Berlin die große Bedeutung von Kunst, Kultur und Wissenschaft zum eigenen Nutzen aufzuzwingen. Schön, dass Sie solange bei uns waren. Frau Stumpenhusen, vor allen Ihnen herzlichen Dank. Wir ständen im wahrsten Sinne des Wortes im Regen, jedenfalls draußen, hätten Sie uns nicht beherbergt. Sie haben das Schlusswort.

Susanne Stumpenhusen: Vielen Dank, dass Sie da waren und wenn Sie nichts mitgenommen haben, schade, aber wir laden Sie noch herzlich ein, noch ein Glas Wein mit uns zu trinken. Und diejenigen, die was dagelassen haben, da hoffe ich auch, dass es einfließen wird. War schön, bleiben Sie uns gewogen und ein schönes Wochenende! Nebenan gibt es etwas zu trinken und eine Kleinigkeit zu essen. Danke!